Neueste
Jugend=Bibliothek.

Eine
Sammlung moralischer Erzählungen, Reisebeschreibungen, Biographien, Gedichte rc.
für das
jugendliche Alter.

Herausgegeben
von
F. G. Funke.

Zweites Bändchen.
Zweite verbesserte Auflage.

Augsburg,
in der von Jenisch und Stageschen Buchhandlung.
1832.

Stadtbibliothek
Augsburg

Inhalt.

Seite.

I. Gemälde der Stadt Algier, der Festungswerke, des Handels, der Sitten und der Seemacht von Algier nach Renaudot 1

II. Mateo Falcone. Ein korsikanisches Sittengemälde 20

III. Die Sonate. Eine Erzählung von Bouilly 41

IV. Die Höhle des Tigers. Ein Abentheuer in den Gebirgen von Peru . . . 58

V. Die Unbekannte in dem Garten der Tuilerien. Ein Erzählung von Bouilly 72

VI. Biographien.

1) Friedrich der Große, König von Preußen 91

2) Ehwald Christian von Kleist 113

Seite.

VII. Der letzte Bootsmann. Eine Erzählung von J. Hall 127

VIII. Eine Scene auf der Höhe des Bermudas 146

IX. Rio-Janeiro. Von Otto von Kotzebue 154

X. Die junge Vielwisserin. Erzählung von Bouilly 182

I.

Gemälde der Stadt, der Festungswerke, des Handels, der Sitten und der Seemacht von Algier

nach

Renaudot.

Als ich mich am Bord eines Schiffes Algier näherte, überraschte mich der Anblick, den diese Stadt darbietet, deren geweißte Häuser sich im Hintergrunde einer halbzirkelförmigen Bei in einem Amphitheater erheben. Die umliegenden Höhen, an welche die Stadt stufenweise angebaut ist, und die an vielen Orten sich mit den Häusern zu verbinden scheinen, die zahlreichen, mit Weinstöcken, Oliven und Orangenbäumen bepflanzten Baumgärten, mit denen sie umgeben ist, bilden ein Gemälde, das vom Meer aus gesehen weder der Anmuth noch selbst der Majestät ermangelt.

Nachdem ich noch einige Zeit voller Bewunderung auf dem Verdecke geblieben war, stieg ich an's Land. Ich trat in die Stadt und die Täuschung, welche ich genossen hatte, verschwand bald gänzlich, als ich die engen und finstern, schmutzigen und krummen Straßen durchwanderte, wo man mit Mühe athmet und in deren meisten kaum zwei Personen neben einander gehen können.

Algier hat die Gestalt eines länglichen Vierecks, und ist mit einer starken Mauer von Backsteinen umgeben, welche ungefähr 40 Fuß hoch ist, und von mit Kanonen besetzten Sägewerken vertheidigt wird. Es zählt vier Thore und ein Ausfallthor. Drei von diesen Thoren führen auf das Land und das 4te nach dem Hafen. Ueber jedem sieht man Geschütze in einer Art von Werken, welche ungefähr den Courtinen gleichen.

Nahe bei dem neuen Thore hat man eine ziemliche große Anzahl Kanonen auf den Terassen eines großen Hauses aufgestellt, welches Alcassaubach heißt, und früher von den Paschas, welche dieses Königreich im Namen des Großherrn regierten, und später von den Deys bewohnt wurde. Jetzt bewahrt man darin die Reichthümer des Staates. Die dortige Wache ist eben so zahlreich als diejenige des Deys, und hat eben die Rechte und das nämliche Dienstregulativ.

Die Casa de Rei, der Pallast des Königs,

befindet sich ungefähr mitten in der größten Länge der Stadt, aber näher am Meere als das Alcassaubach, welches gegenüber und auf dem höchsten Punkte von Algier steht. Sie unterscheidet sich von allen Häusern der Privatpersonen nur dadurch, daß man ebenen Fußes hineingeht, daß sie mit einem großen Thore geziert ist, und daß sich vor diesem Thore ein freier Platz von ungefähr 80 Schritte im Umfange befindet, welcher übrigens der einzige ist, den Algier besitzt. Im Mittelpunkte dieses Platzes erhebt sich ein ziemlich hübscher Springbrunnen von weißem Marmor. Die inneren Mauern des Pallastes sind mit allen Arten Waffen behangen: als Flinten, Hellebarden, Streitäxten, Keulen und Säbeln, dagegen aber die Säle und Versammlungszimmer, mit kostbaren Uhren, Spiegeln u. s. w. geschmückt. Der Thron des Dey ist aus Marmor und anderen kostbaren Steinen gebildet, welche mit Teppiche bekleidet sind, über die man eine Löwenhaut wirft, wenn dieser Fürst sich daselbst zeigen will. Ein Pavillon und eine große Laterne auf der Terasse der Vorderseite ist Alles, was von Außen die Pracht und Größe dieses königlichen Wohnorts ankündigt.

Algier enthält zehn große und fünfzig kleine Moscheen; die schönste derselben ist jene, deren Bau im Jahre 1790 begonnen hat, sie hat 60 Fuß Höhe und 40 Fuß Breite, bildet 3 Stockwerke, die von weißen genuesischen Marmorsäulen getragen

werden. Die andern Moscheen sind äußerst einfach und gleichen den ärmlichsten in der Levante. Die Minarets haben eine viereckige Form, beinahe in der Dicke unserer Kirchthürme, während jene in der Türkei rund oder achteckig, sehr dünne, hoch und mit Gallerien verziert sind, welche denen von Algier abgehen. Eine Art von Terasse, womit sie bedeckt sind, dient dem Muezzin (Ausrufer der Gebetstunde) zur Wohnung, um die Gläubigen zum Gebete zu rufen.

Man darf unter den merkwürdigsten Gebäuden fünf Kasernen (Cazeries) nicht vergessen; sie haben einen Hof mit einem Brunnen in der Mitte und können jede ungefähr 2000 Mann fassen.

Ich habe schon gesagt, wie unangenehm die Straßen dieser Stadt sind, es gibt deren viele, in welche die Sonne nur selten oder niemals dringt, was ihnen im Sommer eine Kühle gewährt, deren Vortheil man unter diesem Himmelsstriche zu schätzen weiß. Die größte ist 1200 Schritte lang und 12 breit, in derselben befinden sich die Häuser der Reichen, die Magazine der vornehmsten Kaufleute und die Märkte für Eßwaaren. Die Häuser sind alle nach den nämlichen Modellen gebaut; sie bilden einen viereckigen Thurm, rings um denselben sind Gemächer angebracht, wovon jedes die Länge der ganzen Seite einnimmt; dabei sind sie schmal und haben durchaus keine bequeme Eintheilung. Sie sind zwei Stock hoch und endigen in Dächern von

Platten=Formen, welche zu Gärten und Spatziergängen dienen. Sowohl Privat= als öffentliche Gebäude werden alle Jahre sorgfältig von Außen geweißt, woraus für das Auge eine unerträglich lästige Einförmigkeit entsteht. Kein Fenster geht von den Häusern aus auf die Strasse, sie sind auf den Seiten der Gallerien angebracht, und erhalten bloß so viel Licht, als durch den Hof eindringt.

Man darf nicht erwarten, in diesem Lande die Wissenschaften oder Künste in einem gedeihlichen Zustande zu finden. In den öffentlichen Schulen lehrt man die arabische Landessprache schreiben und lesen. Hat es ein Kind bis zum Lesen gebracht, und 50 bis 60 abgebrochene Sätze aus dem Koran herzusagen gelernt, so ist seine Erziehung vollendet, und man spricht von ihm als von einem Muster der Bildung. Die Buchdruckerkunst kennt man in der Berberei noch nicht, wie man überhaupt an allen geistigen Hülfsquellen Mangel leidet.

Die Umgebungen von Algier, bis auf drei Stunden im Umkreis sind durch Landhäuser und Gärten verschönert, deren Anzahl wohl ohne Uebertreibung auf 12000 geschätzt werden darf. Zwar herrscht in dem größten Theile dieser Gärten, die nur durch Hecken von wilden Feigenbäumen, Aloe= und Mastixbäumen umzäumt sind, die größte Verwirrung; allein der Boden ist so außerordentlich fruchtbar,

und das Klima dem Wachsthum so günstig, daß mehrere Baum-Arten jährlich zweimal Früchte tragen. Ich habe Aepfelbäume zum drittenmale im Monat Oktober blühen sehen.

In der Entfernung von einer viertel Stunde südöstlich von der Stadt, haben die Algierer eine Art von Citadelle erbaut, oder vielmehr wieder hergestellt, welche von Karl V. angefangen worden seyn soll, und jetzt das Kaiser-Schloß genannt wird. Sie besteht aus drei unregelmäßigen Bastionen, mit nicht wenigen unregelmäßigen Bollwerkswehren, die alle von Ziegelsteinen gebaut, ohne Gräben, Contrescarpen und ohne irgend eine Art von Vorwerken sind. Dieses Fort liegt abgesondert auf einer Anhöhe, die den obern Theil der Stadt beherrscht, während es aber selbst durch drei oder vier nahe gelegene Höhen beherrscht wird, von welcher aus es ohne Mühen und Gefahr in Grund geschossen werden könnte. Ein Angriff auf Algier zu Lande könnte nur auf dieser Seite *) eine Möglichkeit des Erfolgs da.bieten; es wird übrigens außer dem Kaiserschlosse noch durch das Sternschloß, eine befestigte Pulvermühle, und einige andere geschlossene Werke vertheidigt.

---

*) Hat sich in dem Kriege mit den Franzosen kürzlich bestätigt.

Die Straße, welche, wenn man von der Seeseite kommt, an der Küste linker Hand hinläuft und nach dem Thore Bebe Zu (nach Osten) führt, wird von einer großen Zahl furchtbarer Batterien beschützt, welche von dem Fort Motifu, am äußersten nördlichen Ende der Rhede von Algier bis zu diesem Thore in gewissen Entfernungen von einander errichtet sind, vor welchen man ein Fort gleiches Namens findet. Die Straße auf der entgegengesetzten Seite ist gleichfalls mit zahlreichen, an den Ufern angebrachten Batterien durch das sogenannte 24 Stunden-Fort und das Fort der Engländer bedeckt. Diese Straße führt nach dem Thore Bebe Luette (Bachthor), in dessen Nähe sich die neue Schanze befindet, deren Nothwendigkeit durch das erfolgreiche Unternehmen des Lords Exmouth fühlbar geworden ist, denn sie vertheidigt den Eingang des Hafens.

Der Hafen ist das Werk der Algierer, die den Plan zu benutzen gewußt haben, welchen die Natur ihnen vorgezeichnet hatte. Dennoch ist er klein, unsicher und gänzlich den Nord- und Nord-Ost-Winden preißgegeben, hat 130 Klafter Länge, 18 Breite, und 15 Klafter Tiefe, und ist aus zwei Hafendämmen gebildet, von denen sich einer gegen Norden, der andere gegen Nordost hinzieht. Diese Hafendämme sind einzelnstehende Felsen, welche man durch einen 300 Schritt langen Damm mit

der Stadt verbunden hat, der stark genug ist, um dem Andrang der Wellen zu widerstehen, welche tagtäglich von einer Seite und bisweilen von beiden dagegen schlagen. Der Eingang in den Hafen ist durch einen aufgeworfenen Damm verengt, auch sind die Wölbungen der Felsen, die Höhlen und die Zwischenräume mit Sorgfalt ausgefüllt worden, während dem der ganze Raum aber durch bedeutende Festungswerke gedeckt ist, unter denen das bombenfeste runde Schloß besonders bemerkt zu werden verdient. Diese Festungswerke machen die Stadt zur Seeseite beinahe unbezwinglich, besonders seit Erbauung der neuen Schanze, durch die man nun verhindert seyn würde, die Batterien des Hafendammes im Rücken zu nehmen.

Die Rhede von Algier erstreckt sich in Form eines Zirkels von dem Kap Motifu bis zur Stadt, sie hat in ihrer Rundung 3 Stunden, ungefähr anderthalb in ihrer Breite. Der Grund ist schlammig nnd hat 15 — 30 Klafter Tiefe. Die Rhede ist allen Winden offen, besonders den West und Nordwinden, welche das ganze Jahr hindurch und vornehmlich im Winter daselbst wehen und diese Seestriche sehr gefährlich machen. Uebrigens sind alle Häfen und alle Rheden dieses Theils von Afrika diesem Uebelstand ausgesetzt.

Die Bevölkerung von Algier schlägt man auf 135,000 Einwohner an; darunter sind 100,000

Mahomedaner, 15000 Juden und 20000 christliche Sclaven.

2.

Algier wird von drei ziemlich verschiedenen Menschenklassen bewohnt. Obwohl die Individuen, aus welchen sie bestehen, eine Verwandtschaft der Sitten, Gewohnheiten und der Religion zu haben scheinen, so haben die Charaktere dennoch nichts mit einander gemein.

Die Erste, zahlreichste, nützlichste und am wenigsten geachtete ist die der eingebornen Mauren. Es ist vielleicht das älteste Volk, das die Tyrannen Roms, des Nordens und Asiens überlebt hat. Die Mauren sind von mittlerer Größe und haben im Allgemeinen einen magern und abgezehrten Körper. Die schlechten Nahrungsmittel, oder noch mehr die Art ihrer schlechten Zubereitung und der sparsame Genuß derselben, ihre frühe Verehelichung, die Unreinlichkeit, die Sorgen, beständige Bedrückungen und Schläge, dies sind die Ursachen, welche sie auf diese niedrige Stufe herabsetzen.

Die Temperatur dieses Climas ist für das Menschengeschlecht nicht ungünstig, und weder das Wasser, noch die Erzeugnisse der Erde so verdorben, daß sie auf dasselbe einen so unheilbringenden Einfluß haben könnte.

Es giebt weder blonde Männer noch Frauen

in diesem Reiche; indessen kommen die Kinder nicht mit der braunen Gesichtsfarbe, die sie ihr ganzes Leben hindurch beibehalten, und die ich für eine Folge des Himmelstrichs halte, zur Welt. Sie werden weiß geboren, und ihre Haut, die sich in leichten Abstufungen verdunkelt, erreicht ihren vollkommenen und bestimmten Zustand nicht vor dem dritten oder vierten Jahre des Kindes; daher kommen vielleicht die Sagen gewisser Reisenden, daß die Mauren nur braun werden, weil sie sich zu jung der Sonne aussetzen.

Die Mauren, welche die Stadt bewohnen, beschäftigen sich mit Handel, Manufacturen und allen öffentlichen und häuslichen Arbeiten; sie sind auch zuweilen Soldaten und Seeleute, aber immer mißtrauisch, faul, geizig, feig, lügenhaft und grausam, wenn sie es ungestraft seyn können. Die Kühnheit, die sie zuweilen zeigen, ist nur von dem Fanatismus hervorgebracht, oder Folge der grausamen Gewaltthätigkeiten, die sie an ihren Frauen und Sclaven ausüben. Man kann sie sich weder durch die Gefühle, noch durch die Ehre verbinden, welche sie gar nicht kennen. Dagegen besitzen sie eine Nüchternheit ohne Beispiel. Ein wenig geröstetes Korn, welches sie in kaltem Wasser einweichen, dient ihnen auf den längsten Reisen zur Nahrung; außerdem essen sie Früchte, saure Milch, aber, wenigstens auf dem Lande, selten Brod.

Die Mauren verheirathen sich gewöhnlich sehr jung und nehmen mehrere Frauen, welche sie jedoch schlecht behandeln; überhaupt betrachten sie das Heirathen für einen Handel, den sie folgendermaßen abschließen. Ein Maure, der weiß, daß sein Nachbar eine zehn- oder zwölfjährige Tochter hat, macht ihm in Person oder durch Andere den Vorschlag, sie zu heirathen. Der Vater, oder Derjenige, der seine Stelle vertritt, fragt was man geben will, und der Handel ist, sobald man das Anerbiethen annehmbar findet, geschlossen. Der Preis gehört dem Mädchen, und besteht gewöhnlich aus Kleidungsstücken, zuweilen einer Kuh oder einer Geldsumme; der Vater fordert das Letztere, damit es seine Tochter erhalte, falls sie zurückgeschickt werde.

Die zweite Classe der Bewohner Algiers sind die Türken. Diese sind, obgleich nicht die zahlreichste, dennoch die herrschendste Partei. Da man die Anhänglichkeit der Türken für ihren Geburtsort kennt, so darf man wohl voraussetzen, daß nur die unglücklichsten und bösartigsten auswandern; alle diejenigen, die hier leben, haben sich aus den Provinzen des osmannischen Reichs recrutirt.

Bei ihrer Ankunft in Algier scheinen sie anfangs erstaunt, linkisch und schüchtern; wenn sie aber einmal die Art und den Gang der Geschäfte gesehen haben und eingeschult sind, so vereinigen

sie mit den Lastern, die sie von ihrem Geburtslande beibehalten, noch diejenigen, welche ihre früher angekommenen Landsleute schon durch den Umgang mit den Mauren sich zugeeignet haben, und von diesem Augenblicke an beschäftigen sie sich nur noch mit Ausschweifungen und Betrügereien.

Obgleich die Türken genöthigt sind, ihren von Natur offenen und großmüthigen Charakter zu verändern, um sich in ihren Stellen zu erhalten, den Mauren befehlen zu können und nicht von ihnen zum Besten gehalten zu werden, so findet man doch bei ihnen im Allgemeinen eine Erhabenheit, Großmuth, Menschlichkeit und Offenheit, die man nicht bei den verschiedenen andern hier wohnenden Nationen antrifft. Sie haben auch mehr Tapferkeit; aber alle diese Tugenden, die ohne Zweifel die Grundlage ihres Charakters ausmachen, behalten sie nur bis auf einen gewissen Punkt bei, und die Verdorbenheit einer Regierung von Seeräubern zerstört selbst den Anschein davon so sehr, daß man Mühe hat, sie noch gewahr zu werden.

Die Türken verachten die Mauren im höchsten Grade, heirathen indessen doch ihre Töchter und begnügen sich mit einer Frau. Die Kinder, die aus dieser Ehe entspringen, bilden die die dritte Classe.

Die Culoglis, welche die Europäer Coloris nennen, stammen von einem Türken und einer Maurin ab. Die Kinder eines Mannes und ei-

ner Frau, die beide Euloglis sind, führen denselben Namen. Sie haben in ihrer Miene eine Herzlichkeit, besonders gegen Fremde, die im ersten Augenblicke für sie einnimmt; aber nur zu bald überzeugt man sich, daß dieser Empfang nicht aus dem Grund ihres Herzens kömmt. Sie sind Leckermäuler und Trunkenbolde, jähzornig wie alle schwachen Menschen, feig und träge wie die Mauren, bemänteln und verstecken aber alle diese Laster unter der Maske der Offenherzigkeit und Gutmüthigkeit, wodurch sie gerade die gefährlichsten aller Menschen werden.

Es wird kein Coloris zu den Staatsämtern zugelassen, welche nur den Türken vorbehalten sind. Der Sohn des Dey hat nicht mehr Vorrecht dazu, als der Sohn des letzten Soldaten. Sie haben also keine andere Stütze, als die, welche ihnen ihre Reichthümer geben können, und diese haben beinahe alle, denn ihre Väter, wenigstens die Türken, nehmen keine Frauen, wenn sie nicht selbst wohlhabend sind, oder die Frau, welche sie heirathen, ihnen Vermögen mitbringt.

Es gibt in Algier viele Juden, die an Schlauheit, Spitzbüberei und Fanatismus Niemanden nachstehen. Die Algierer dulden sie in ihrem Lande, weil sie mit ihren Freunden und Feinden Handel treiben. Ueberdieß bezahlen ihnen die Juden ihr Daseyn und dienen der Regierung als Spione;

diese behandelt sie wie die verächtlichsten Thiere und gestattet auch dem Volke jede Mißhandlung gegen dieselben.

3.

Der ganze Unterhalt der Algierer gründet sich auf Raub, auf das Unglück und die Verzweiflung derjenigen Völker, die sich nicht durch Geld mit ihnen abfinden. Sie finden einen Genuß in den Leiden, die sie Andern verursachen, indem sie der Frau den Gatten, dem Vater den Sohn, dem Bruder die Schwester und den Vater seiner ganzen Familie rauben; indem sie Güter rauben, welche eine arbeitsame Industrie, den Stürmen und tausend Gefahren auf der See Trotz bietend, nur langsam anhäuft.

Ich komme nun auf das zurück, was ich weiter oben gesagt habe, daß gegenwärtig die algierischen Corsaren nicht mehr so glücklich, noch so gefürchtet sind, wie früher. Seit dem letzten Jahrhundert sind sie bedeutend schwächer geworden.

Spanien hätte damals in der Unternehmung, dieses Raubnest zu zerstören, die Möglichkeit eines glücklichen Erfolgs gehabt; denn der Spanier Barcello ist der einzige Mann seiner Nation, welcher diese Corsaren mit Tapferkeit und Geschicklichkeit zu bekämpfen gewußt hat. Er hat sie immer geschlagen, und hätte sie ohne Zweifel vernichtet, wenn Spanien

Zutrauen genug in seine überlegenen Talente gesetzt hätte, um ihm die Anordnung der Expedition zu überlassen, die es gegen diese Barbaren unternommen hat, seit der Name Barcello der Schrecken derselben geworden war. Von welcher Natur, von welcher Grandezza auch die Dons seyn mögen, so sind sie doch für die Algierer niemals etwas anderes als Spanier, d. h. schwache Menschen, und unglücklicherweise hat man ihnen fast nie andere Gegner gegenüber gestellt.

Die Bemannung eines algierischen Schiffes besteht aus einem Raix (Kapitain), einem Bacha-Raix (zweitem Kapitain), einem Sassa-Raix (Lieutenant), aus einem Schiffmeister und zwölf Sotto-Raix (die ersten Matrosen, welche mit der Zeit zum Grade eines Kapitains gelangen), einem blos für die Dauer des Feldzuges ernannten Chiaux, einem Kapia und einem Iman, der seine Funktion wie auf dem Lande verrichtet, indem er zu den nämlichen Stunden und auf die gleiche Weise zum Gebete ruft. Man befehligt die Matrosen, welche gewöhnlich Mauren sind, mit dem Stocke in der Hand und auf die härteste Weise.

In einem Gefecht bedienen sich die Algierer nur der Kugeln, nie der Kartätschen, von denen sie keinen Gebrauch zu machen wissen. Die Mannschaft ist mit Pistolen und Säbeln bewaffnet; keiner

von ihnen kennt eine Charte oder Boussole und wenige nur verstehen zu manöveriren; sie haben auch deshalb die Vorsicht, einige christliche Sclaven mit sich zu nehmen, die den Dienst des Steuermanns versehen müssen.

Die Soldaten und Matrosen treten um eine gewisse Anzahl Antheile an den Prisen ein, welche nach dem Range und den Fähigkeiten eines Jeden bestimmt werden. Bei den Prisen hat die Regierung, oder Derjenige, der das Schiff ausgerüstet hat, immer die Hälfte, der Raix hat von der zweiten Hälfte vierzig Theile, der im Range folgende zwanzig, u. s. f.

Die Officire aller Grade, die Geistlichen, Wundärzte, und diejenigen, die man für Personen von Stand hält, gehören von Rechtswegen der Regierung, wenn die Corsaren der Regentschaft sie als Sclaven erbeutet haben. Die Sclaven, welche Privat-Corsaren machen, werden auf den öffentlichen Markt geführt, den man Bastistan nennt, wo man sie visitirt und an den Meistbietenden verkauft. Die Sclaven der Regierung werden in die Bagnos (Sclavenhäuser) geschickt, wo man ihren Namen und den ihres Landes aufschreibt; dann befestigt man ihnen einen kleinen Ring an das Bein, gibt ihnen ein grobes Hemde, einen Oberrock und Beinkleider von brauner Wolle, auch eine wollene Decke und schickt sie dann an die See

oder in die Steinbrüche, um dort zu arbeiten. Als Nahrung erhalten sie täglich drei Brode, jedes von einem halben Pfund, und ein wenig Oliven mit Essig. Ihre Arbeiten beginnen mit dem Aufgang der Sonne, unter der Aufsicht einiger Türken, die man Wächter nennt, und endigen Abends 4 Uhr. Diese Officiere bleiben des Nachts nicht bei ihnen, sondern schließen sie blos in die Bagnos ein, übergeben sie einem Schreiber, der auch Sclave ist, wie sie, und eine Liste darüber führt, und einem andern Individuum, das sie Korporal nennen. Des Morgens, nachdem diese Wächter die Thüre geöffnet haben, beginnen sie wieder mit der Besichtigung, und führen dann jeden an den Ort seiner Bestimmung.

Die Sclaven, welche Professionen erlernt oder andere Mittel zu leben haben, dürfen mittelst eines monatlichen Abtrags sich von den Königl. Arbeiten freimachen; man nennt dies den Mond bezahlen. Zu diesem Behuf brauchen sie sich nur dem Oberschreiber vorzustellen, der sie in die Liste der Mondsbezahler einträgt, und ihnen erlaubt, am Tage ihren Geschäften nachzugehen, aber sie müssen in den Bagnos schlafen, wenn sie nicht von Europäern, die sich in der Stadt niedergelassen haben, beschützt werden und Kaution für sie geleistet wird. Sclaven von Stande dürfen den Mond nicht bezahlen, müssen aber doch das Eisen tragen.

Der Oberschreiber ist so zu sagen der Erste und das Haupt der Sclaven, wenigstens ist er der Repräsentant derselben. Er ist besonders dem Bagno von Baïsiek vorgesetzt, welches das beträchtlichste von allen ist. Dieser Schreiber ist beauftragt, eine Liste von allen Sclaven der Regentschaft zu führen, und den Mond von denjenigen zu erheben, welche ihn bezahlen müssen. Ihm ist es auch überlassen, diejenigen, welche einen Fehler begangen haben, an die Kette zu legen und züchtigen zu lassen. Wenn einige unter ihnen wegen eines Darlehens an Geld oder in andern Angelegenheiten einen Contrakt abschließen wollen, so wenden sie sich an den obersten Schreiber, welcher den Schuldschein verfaßt, ihn dem Baschihüter (Haupt der Hüter) zur Unterschrift gibt und ihn selbst unterschreibt; er hat wegen seiner Stelle viel mit dem Dey und den Großen zu thun. Anstatt des Gehaltes hat er das Vorrecht, in seinem Bagno eine Schenke zu halten, die der Regierung keine Abgaben bezahlt; sie ist die einzige, welche diesen Vortheil genießt. Der Oberschreiber erhält überdieß einen Piaster für jeden Sclaven der losgekauft wird, und wenn eine allgemeine Auslösung von irgend einer Nation, während der fünf Jahre, die er diese Stelle bekleiden muß, Statt hat, so erhält er seine Freiheit. Seine Auslösung kostet 15,000 Franken, die er bezahlen muß, wenn während der Zeit keine

allgemeine Auslösung vorkommt. Die Regierung läuft nicht Gefahr, durch eine Veruntreuung von diesen Personen hintergangen zu werden; denn wenn sie diese Stelle erhalten wollen, so müssen sie 60,000 Franken Kaution leisten.

Es geschieht häufig, daß einer der Schreiber mit einigem Vermögen frei wird, nachdem er selbst den Preis seiner Loskaufung erlegt hat.

In jedem Bagno ist eine kleine Kirche, in welcher des Sonntags, an Festtagen und am Freitage jeder Woche vor Tagesanbruch durch Missionaire Gottesdienst gehalten wird. Uebrigens gibt es auch ein Hospital für die Sclaven, dessen Kosten die Congregation der spanischen Dominikaner-Mönche bestreitet; es sind in demselben 100 Betten aufgestellt, und werden alle Sclaven ohne Unterschied darin aufgenommen und in allen Krankheiten verpflegt.

Und somit endigen wir die Beschreibung einer Stadt, in welcher ein einziger Feldzug eine totale Veränderung hervorgebracht hat. Europa wird Frankreich nie genug danken können, diese See-Tyrannen gestürzt zu haben.

II.

Mateo Falcone.

Ein korsikanisches Sittengemälde.

Verläßt man Porto=Vechio, um sich nach dem Innern der Insel zu begeben, so sieht man, wie das Land sich ziemlich rasch erhebt. Nach einem dreistündigen Marsche auf schmalem, rauhen Wege, der hier und da durch große Felsbrocken und tiefe Schluchten unterbrochen wird, befindet man sich endlich am Rande eines sehr ausgedehnten Mâquis oder Gestrüpps, in welchem die korsikanischen Hirten und alle diejenigen hausen, die mit der Gerechtigkeit zerfallen sind.

Der Ursprung dieser Mâquis ist folgender. Um sich die Mühe zu ersparen, das Land zu düngen, zündet der Korse in den höhern Regionen der Insel ein Stück Wald an und brennt es nieder. Verbreitet sich die Flamme weiter als er will, so

zuckt er mit den Achseln und meint, es sei nicht seine Schuld. Die Gewißheit, durch den von der Asche befruchteten Boden eine reiche Aernte zu gewinnen, ist für ihn genügend. Im nächsten Jahre schlagen die Wurzeln der Bäume wieder aus, und ein dichtes Gebüsch schießt empor, das in Kurzem sieben oder acht Fuß hoch wird. Nur mit dem Beil in der Hand kann man sich einen Weg hindurch bahnen.

Wer einen Mord verübt hat, flüchtet sich in ein solches Mâquis, und ist dort vor dem Arm der Gerechtigkeit geborgen. Der Flüchtling hat gewöhnlich eine gute Flinte, Pulver und Kugeln, und einen braunen Mantel mit einer Kapuze (Ruppa), der ihm als Matratze und Decke dient; die Hirten verkaufen ihm Milch und Käse, und wenn er nicht von Zeit zu Zeit sich Pulver und Kugeln in der Stadt selbst holen müßte, würde er vollkommen ruhig seyn.

Während meiner letzten Reise nach Korsika wurde mir eine Begebenheit mitgetheilt, deren Wahrheit ich lange bezweifelte, von der ich mich jedoch endlich überzeugen mußte.

Ein Mann, Namens Mateo Falcone, wohnte etwa eine halbe Stunde von gedachtem Mâquis, auf der Höhe über Porto-Vechio. Er galt für reich; denn er arbeitete nicht und lebte von dem Ertrage seiner Heerde, die er auf den nahen Ber-

gen unter der Aufsicht einiger Nomaden-Hirten, die dafür eine gewisse Entschädigung bezogen, weiden ließ.

Als ich ihn zwei Jahre nach der in Rede stehenden Begebenheit sah, mochte er höchstens 50 Jahre alt seyn. Man denke sich einen starken untersetzten Mann mit grausem schwarzen Haar, einer geraden Nase, schmalen Lippen, großen lebhaften Augen und einem olivengelben Gesichte mit bräunlichem Schattenschlag.

Seine Geschicklichkeit im Büchsenschießen, worin er selbst die besten Schützen übertraf, obgleich es deren viele im Lande gab, hatte ihm eine gewisse Berühmtheit verschafft. Er schoß nie anders als mit Kugeln nach einem Muffelthier*), und war gewiß, es auf 120 Schritt nicht zu verfehlen. Er bezeichnete selbst den Punkt, wo er es treffen wollte. Selbst während der Nacht wußte er sich eben so gut seiner Waffen zu bedienen, und schoß selten oder nie fehl.

Mateo Falcone hatte sich durch seine Geschicklichkeit in der ganzen Umgegend furchtbar gemacht. Man wußte, daß es besser sei, ihn zum Freunde als zum Feinde zu haben, und bewarb sich eifrig um seine Freundschaft. Er hatte sich zu Corta verheirathet. Man erzählte mir dort, daß er sich sei-

*) Wildes Schaaf.

nes Nebenbuhlers, eben als dieser sich vor einem kleinen Spiegel am Fenster rassirte, durch einen Flintenschuß entledigt habe. Bald nachher führte er seine Geliebte heim. Giuseppa gab ihm drei Mädchen, worüber er äußerst unwillig war, und endlich einen Sohn, den er Fortunato nannte. Auf diesem, dem Erben seines Namens, ruhte nun auch seine ganze Hoffnung. Er verheirathete seine Töchter auf eine solche Weise, daß er zur Noth auch der Dolche und Büchsen seiner Schwiegersöhne gewiß seyn konnte. Der Knabe war erst zehn Jahre alt, zeigte jedoch die besten Anlagen und Neigungen.

Es war im Spätherbst. Mateo begab sich eines Morgens mit seiner Frau ins Gebirge, um seine Heerde zu besuchen, und ließ den kleinen Fortunato zur Bewachung des Hauses zurück, so viel dieser auch bitten mochte, ihn mitzunehmen. Es war, als ahne er das ihn bedrohende Geschick.

Der Knabe schrie und weinte zuerst ein wenig, wurde aber bald ruhig, streckte sich in der Sonne aus, betrachtete die Berge und dachte an das Versprechen seines Vaters, ihn am nächsten Sonntage zu seinem Oheim, dem Caporale *), der in der Stadt wohnte, zu bringen.

---

*) Der Caporale ist eine Art Magistratsperson, die einen besondern Einfluß auf eine Pieva, oder einen

Auf einmal wurde er in seinem Daphin-Träumen durch mehrere Flintenschüsse gestört. Er sprang auf, und blickte gegen die Ebene hin, von wo das Geräusch erschallte. Er vernahm noch einige Schüsse, die immmer näher zu kommen schienen. Plötzlich sah er auf dem Fußwege einen Mann mit einer spitzigen Mütze, wie alle Bergbewohner sie tragen, der sich auf seine Flinte stützte, und nur mit Mühe den Knaben erreichte. Er war im Schenkel verwundet.

Gianetto Sanpiero war geächtet. Er hatte keine andere Wohnung als das Gestrüpp. In der letzten Nacht hatte er sich nach der Stadt begeben, um Pulver und Blei zu kaufen. Auf dem Rückweg war er von einer Truppe Voltigeurs überfallen worden, die sich in den Hinterhalt gelegt. Er hatte sich durchgeschlagen. Aber er war verwundet, und konnte nicht mehr das Mâquis ereichen. Darum wendete er sich an den Fortunato.

„Bist du Mateo Falcone's Sohn?“ fragte er ihn.

Ja.

Kanton hat, obgleich sie nicht von der Regierung ernannt worden ist. Die Korsen scheiden sich nämlich nach alter Gewohnheit in fünf Klassen, nämlich: die Edelleute (von denen Einige Magnifiko, die Andern bloße Signori sind), die Caporali, die Bürger, die Bauern und die Fremden.

„Ich bin Gianetto Sanpiero. Du kennst mich nicht; aber dein Vater kennt mich. Also gleichviel. Die Gelbkragen sind mir auf der Ferse; verbirg mich; ich kann nicht weiter gehen.“

Was wird mein Vater sagen, wenn ich dich ohne seine Erlaubniß verberge?

„Er wird sagen, daß du recht gethan.“

Wer weiß?

„Verbirg mich schnell, sie kommen.“

Warte, bis mein Vater kommt.

„Warten? Verflucht! Sie sind vielleicht in einigen Minuten hier, und ich soll warten? Verbirg mich, oder ich schieße dich todt.“

Fortunato sagte mit der größten Kaltblütigkeit:

Du kannst nicht; dein Gewehr ist abgeschossen, und du hast keine Patrone mehr.

„Ich habe noch ein Stilet.“

Aber kannst du so schnell laufen als ich?

Und sogleich sprang er bei Seite, und lachte über den Zorn des Verwundeten. Diesen verließ sein Grimm und er sagte:

„Du bist nicht Mateo Falcone's Sohn! Er würde mich nicht vor seines Vaters Haus verhaften lassen.“

Der Knabe sann einen Augenblick. Sodann fragte er:

Was gibst du mir, wenn ich dich verberge?

Der Geächtete suchte in der an seinem Gürtel

hängenden Ledertasche, und zog ein Fünffrankenstück hervor. Fortunato lächelte. Der Andere gab es ihm.

Sogleich warf sich der Knabe auf einen Heuhaufen in der Nähe des Hauses, wühlte ein Loch in denselben, und deutete Gianetto an, sich darin zu verbergen. Dieser gehorchte. Fortunato bedeckte ihn sodann und ließ ihm nur eine kleine Oeffnung zum Athemholen. Er lockte nun eine Katze mit ihren Jungen zum Hause heraus, und legte sie aufs Heu, damit die Vermuthung der Verfolger nicht darauf falle. Um die Blutspur so weit als möglich zu verwischen, bestreute er sie mit Staub, und streckte sich endlich wieder ruhig in der Sonne aus.

Einige Minuten nachher erschienen sechs Soldaten mit blauen Uniformen und gelben Kragen. Ein Adjutant befehligte sie. Dieser war ein entfernter Verwandter Falcone's, und besuchte ihn von Zeit zu Zeit. Er hieß Tiodoro Gamba, und war den Geächteten seiner außerordentlichen Thätigkeit wegen besonders furchtbar.

„Guten Tag, Vetterchen! sagte er zu Fortunato. Wie groß du geworden bist, seit ich dich nicht gesehen habe. Hast du nicht einen Mann hier vorbeigehen sehen?"

Der Knabe stellte sich dumm und entgegnete: Ich bin noch nicht so groß als Ihr, Vetter!

„Was nicht ist, kann noch werden. Aber sage mir, hast du nicht einen Mann vorbeigehen sehen?"

Ob ich einen Mann habe vorbeigehen sehen?

„Ja, einen Mann mit einer spitzigen Mütze von Ziegenfell, und mit einer roth und gelb besetzten Jake."

Einen Mann mit einer spitzigen Jake und einer roth und gelb besetzten Mütze?

„Stelle dich nicht dumm, Vetterchen! Ich weiß, daß du nicht auf den Kopf gefallen bist."

Diesen Morgen früh ist der Herr Pfarrer auf seinem Gaul Piero hier vorbeigeritten. Wie befindet sich Papa? hat er gefragt, und ich habe gesagt...

„Ich weiß schon, daß du Gianetto gesehen hast. Sage mir schnell, hat er diesen Weg genommen? Nicht so, dahin ist er gelaufen?" Er deutete gegen das Gestrüpp.

Wer weiß?

„Wer weiß? Also weißt du es besser? Heraus mit der Rede."

Kann man sehen, wenn man schläft?

„Du hast nicht geschlafen, Spitzbube! Die Schüsse hätten dich gewiß erweckt."

Ihr meint wohl, Vetter! daß Eure Flinten viel Lärm machen. Meines Vaters Büchse macht viel mehr.

„Hol dich der Teufel! Galgenstrick! Ich bin gewiß, daß du Gianetto gesehen hast. Vielleicht hast

du ihn selbst versteckt. Kameraden! durchsucht das Haus. Er ging nur noch auf einem Bein, und er kann nicht wohl das Mâquis erreicht haben. Uebrigens geht die Blutspur auch nur bis hieher."

Und was wird Papa sagen, wenn ich ihm erzähle, daß Ihr in seiner Abwesenheit sein Haus durchsucht habt?

„Schweig, Taugenichts! du verdienst, daß ich dir zwanzig Hiebe mit der flachen Klinge aufzähle."

Mein Vater ist Mateo Falcone; sagte der Knabe mit Stolz.

„Weißt du wohl, daß ich dich mit mir nach Corte oder Bastia nehmen, und in einen Kerker stecken kann, mit Ketten an Händen und Füßen, und daß ich dich selbst guillotiniren lassen kann, wenn du nicht gleich sagst, wo du Gianetto Sanpiero verborgen hast?"

Fortunato lachte aus vollem Halse und rief: Mein Vater ist Mateo Falcone!

„Adjutant! sagte einer der Soldaten leise, machen wir uns mit Mateo keine Händel."

Gamba schien verlegen. Er trat mit den Soldaten bei Seite und sprach mit ihnen. Diese hatten das Haus durchsucht und nichts bemerkt. Die Hütte eines Korsen besteht gewöhnlich nur aus einem viereckigen Raum, in welchem man einen Tisch sieht, der zugleich als Bett dient, nebst einigen Bänken, Kasten und anderm Hausgeräth.

Während der Unterhaltung des Officiers mit seinen Soldaten, streichelte Fortunato die Katze, und verzog spöttisch lächelnd das Gesicht.

Ein Soldat nahete sich dem Heuhaufen, auf welchem die Katze mit ihren Jungen saß. Er durchstach das Heu nachläßig mit seinem Bajonette, und zuckte mit den Achseln, um anzudeuten, daß er diese Maßregel für überflüssig erachte. Nichts regte sich. Das Gesicht des Knaben verrieth nicht die mindeste Angst.

Der Adjutant und seine Truppe wußten nicht mehr, was sie thun oder lassen sollten. Schon wendeten sie sich gegen die Ebene, um nach Porto-Vecchio zurückzukehren, als Gamba noch einen Versuch zu wagen beschloß.

„Vetterchen! sagte er, mit deiner frühreifen Verstellungsart wirst du es weit bringen, obgleich nicht weiter, als bis zur Guillotine. Glaube mir, du spielst mit mir ein schlechtes Spiel. Wäre nicht Mateo dein Vater, ich hätte nicht viele Worte mit dir gemacht. Du hättest gestehen müssen, gern oder ungern.“

Der Knabe lachte und schwieg.

„Aber wenn dein Vater zurückgekommen ist, werde ich ihm erzählen, wie du dich gegen mich benommen hast, und er wird dich geißeln bis aufs Blut.“

Wer weiß!

„Warte nur, warte. Aber wenn du brav seyn willst, sieh, ich gebe dir Etwas.“

Und ich euch auch, Vetter! Hört, wenn ihr hier noch lange schwatzt, hat Gianetto gewiß das Mâquis erreicht, nnd dann findet ihr ihn nicht mehr.

Der Adjutant zog aus seiner Tasche eine silberne Uhr, die wohl sechs Thaler werth seyn mochte, und hielt sie dem Knaben vor. Fortunato's Augen funkelten. Gamba hielt die Uhr an einer Stahlkette und sagte:

„Kleiner Schurke! du möchtest wohl eine solche Uhr um deinen Hals tragen, und wenn du in den Straßen von Porto-Vecchio, stolz wie ein Pfau, spaziertest, und die Leute dich fragten: Wie spät ist es? würdest du ihnen antworten: Seht auf meine Uhr.“

Wenn ich groß bin, wird mein Oheim, der Caporale, mir schon eine Uhr geben.

„Ja wohl. Aber deines Oheims Sohn hat schon eine, freilich ist sie nicht so schön als diese; indessen ist er auch jünger als du.“

Der Knabe seufzte.

„Nun, willst du die Uhr, Vetterchen?“ Fortunato betrachtete sie seitwärts und sagte nicht ja und nicht nein. Er glaubte der Adjutant spotte über ihn, und doch hätte er gar zu gerne eine solche

Uhr gehabt. Endlich sagte er mit bitterm Lächeln: Warum verhöhnt ihr mich? *)

„Hol mich der Teufel! es ist mir Ernst. Sage mir nur, wo Gianetto ist, und die Uhr gehört dir."

Der Knabe heftete seine schwarzen, durchdringenden Augen auf die des Adjutanten, und zuckte ungläubig mit den Achseln.

„Ich will meine Epauletten verlieren, rief der Adjutant, wenn ich dir unter dieser Bedingung nicht die Uhr gebe. Ich nehme die Kameraden zu Zeugen, und ich kann mein Wort nicht brechen."

Während dem hielt er dem Knaben die Uhr immer näher, so daß sie endlich seine bloße Wange berührte. Auf dieses letztern Gesicht bemerkte man den innern Kampf zwischen der Habgier und der Achtung der Gastfreundschaft, welche sein Vater ihm eingeflößt hatte. Sein Herz schlug hoch auf. Es war ihm, als müsse er ersticken. Die Uhr schwebte noch immer vor seinen Augen, und schlug ihn manchmal an die Nasenspitze. Endlich erhob sich seine rechte Hand nach und nach gegen die Uhr. Er berührte sie mit den Fingerspitzen, und bald lag sie in seiner Hand. Aber der Adjutant hielt immer noch die Kette. Das Zifferblatt war blau, die Uhr

*) Pereche me c...?

funkelte in der Sonne wie Feuer. Die Versuchung war zu stark.

Fortunato erhob nun auch die linke Hand, und deutete mit den Daumen über die Schulter auf den Heuhaufen, an welchem er stand. Der Adjutant verstand ihn, und ließ die Kette fahren; der Knabe behielt die Uhr und sprang rasch seitwärts, während das Heu von den Soldaten durchwühlt wurde.

In Kurzem sah man das Heu sich bewegen. Ein mit Blut bedeckter Mann richtete sich empor, mit dem Dolch in der Faust. Aber seine erkaltete Wunde, und die große Spannung der Sehnen, ließen ihn nicht aufrecht stehen. Er fiel. Sogleich stürzte sich der Adjutant auf ihn, und entriß ihm sein Stilett. Alles Widerstandes ungeachtet, wurde er sogleich gebunden.

In dieser Lage wendete sich Gianetto gegen den Knaben, der sich ihm näherte, und ihm das erhaltene Fünffrankenstück zuwarf, das er nicht mehr behalten konnte. Der Geächtete rief ihm einen verächtlichen Schimpfnamen zu, und wendete sich ab, ohne den Thaler zu beachten. Er sagte sodann höchst gelassen zu dem Adjutanten: „Ihr sehet, daß ich nicht marschiren kann. Sorgt also dafür, daß ich nach der Stadt getragen werde.“

Du liefst ja noch vor einer Stunde schneller als ein Reh, entgegnete spottend der Sieger. Aber

sei ruhig, du sollst getragen werden, und müßte ich dich auf meinem Rücken fortschleppen. Wir wollen dir eine Tragbahre aus Baumzweigen machen. In Crespoli's Meierei finden wir dann wohl Pferde, um weiter zu kommen.

„Bravo! rief der Gefangene. Sorgt auch für ein wenig Stroh, damit ich nicht so hart liege.“

Während die Soldaten die Tragbahre machten, und der Adjutant Gianetto's Wunde verband, zeigte sich Mateo Falcone, in Begleitung seiner Frau, auf der Höhe. Diese trug einen großen Sack voll Kastanien, während ihr Mann vor ihr herschritt, mit einer Flinte in der Hand und einer andern über der Schulter. Denn auf Korsika wird es des Mannes unwürdig gehalten, irgend eine andere Last, als seine Waffen zu tragen.

Beim Anblick der Soldaten war Mateo's erster Gedanke, daß sie gekommen seyen, um ihn zu verhaften. Sein Gewissen war nicht ganz ruhig. Er setzte sich also in den Stand, sich so tapfer als möglich zu vertheidigen.

„Frau! sagte er zu Giuseppa, lege deinen Sack ab, und halte dich bereit.“ Sie gehorchte auf der Stelle. Er gab ihr das Gewehr, welches er über der Schulter trug, spannte den Hahn des andern, und schritt langsam, längs der Bäume, seinem Hause näher. Bei der geringsten feindseligen Bewegung war er bereit, hinter den dickſten Stamm

zu springen; und abzuschießen. Seine Frau hielt sich hinter ihm, mit dem zweiten Gewehr und der Patrontasche. Die Verrichtung einer guten Hausfrau besteht bei solcher Gelegenheit darin, die Waffen ihres Mannes zu laden.

Dem Adjutanten seinerseits war bei Mateo's Erscheinung nicht wohl zu Muthe. Er wußte nicht, ob er seinem Vetter sich nähern oder bleiben solle. Endlich ergriff er die erste Parthei. Mateo hielt ihm beständig die Flinte mit gespannten Hahn entgegen. Gamba rief ihm schon von ferne zu:

„Erkennst du mich nicht mehr, Mateo? Ich bin es. Ich bin Gamba, dein Vetter!"

Der Andere entgegnete kein Wort. Aber er blieb stehen, und je näher der Adjutant kam, um so mehr erhob er sein Gewehr, bis es endlich gegen den Himmel gerichtet war.

„Guten Tag, Bruder! *) sagte Gamba, und streckte die Hand aus. Ich habe dich lange nicht gesehen."

Guten Tag, Bruder!

„Ich bin gekommen, um dir im Vorbeigehen guten Tag zu sagen, wie auch meiner Base Seppa. Wir haben heute einen warmen Tag gehabt. Aber wir dürfen uns nicht beklagen, denn die Jagd

*) Buon giorno, Fratello! Der gewöhnliche Gruß der Korsen.

ist gut. Gianetto Sanpiero ist in unserer Gewalt.“

Gott sei gelobt! rief Giuseppa. Er hat uns erst letzte Woche eine Milchziege gestohlen.

Der Adjutant schien mit dieser Antwort sehr zufrieden.

„Armer Teufel, sagte Mateo Er hatte Hunger.“

Er hat sich wie ein Löwe vertheidigt, fuhr Gamba fort, und einem meiner Voltigeurs das Lebenslicht ausgeblasen. Er hat auch dem Unterofficier Chardon den Arm zerschmettert. Aber das thut nichts, der ist ja nur ein Franzose. Nachher hat er sich verborgen, und Satan selbst hätte ihn nicht entdeckt, wenn mein Vetterchen Fortunato uns nicht auf die Spur geholfen hätte.

„Fortunato?“ schrie Mateo.

„Fortunato?“ wiederholte Giuseppa.

Ja. Gianetto hat sich dort unter den Heuhaufen versteckt. Mein Vetterchen hat uns einen Wink gegeben, und wir haben ihn ausgegraben. Sein Name und der deinige, Mateo! sollen auch auf dem Bericht stehen, welchen ich dem General-Advokaten abzustatten habe.

„Verflucht!“ murmelte Mateo zwischen den Zähnen.

Indessen war man zu den Uebrigen gelangt. Gianetto lag bereits auf der Tragbahre. Als er Mateo in Gamba's Gesellschaft erblickte, lächelte

er grinsend, wendete sich sodann ab, spie aus, und sagte: „Haus eines Verräthers!"

Bei jeder andern Veranlassung würde er diesen Ausruf mit seinem Leben bezahlt haben. Aber jetzt bedeckte sich Mateo die Stirn mit der Hand, und schien in düsteres Nachdenken versunken.

Fortunato hatte, bei seines Vaters Ankunft, sich in das Haus begeben. Er trat nun mit einer Schale Milch heraus und reichte sie mit niedergeschlagenen Augen Gianetto dar.

„Fort von mir!" rief der Geächtete mit einer Donnerstimme. Gleich darauf wendete er sich gegen einen der Soldaten, und sagte zu ihm: „Kamerad! gib mir zu trinken."

Dieser hielt ihm seine Kirbisflasche an den Mund, und er trank das Wasser, welches ihm ein Mensch reichte, mit dem er kurz vorher noch Flintenschüsse gewechselt hatte. Er verlangte auch, daß man ihm die Hände auf der Brust gekreuzt zusammenbinde, und nicht auf den Rücken, damit er bequemer liegen könne. Man entsprach seinem Verlangen. Der Adjutant gab das Zeichen zum Aufbruch, nachdem er Mateo Lebewohl gesagt hatte, ohne eine Antwort zu erhalten, und wendete sich gegen die Ebene.

Nach seinem Verschwinden gingen wohl zehn Minuten vorüber, ohne daß Mateo den Mund öffnete. Der Knabe betrachtete mit steigender Un-

ruhe bald seine Mutter, bald seinen Vater, der sich auf sein Gewehr stützte, und ihn mit zornigen Blicken maß.

Du beginnst gut! sagte er endlich anscheinend ruhig, aber mit schrecklichem Ernst.

„Lieber Vater!" rief Fortunato mit Thränen in den Augen und wollte sich ihm zu Füßen werfen.

Fort! schrie Mateo, hinter mich! und das Kind gehorchte schluchzend.

Giuseppa nahte sich ihm. Sie hatte die Uhrkette bemerkt.

„Wer hat dir die Uhr gegeben?" fragte sie strenge.

Mein Vetter, der Adjutant.

Falcone ergriff die Uhr und schleuderte sie mit solcher Gewalt gegen einen Stein, daß sie in tausend Stücke zersprang.

„Weib!" rief er: „ist das Kind von mir?"

Giuseppa's braune Wangen wurden ziegelroth.

Was sagst du, Mateo? Weißt du wohl, mit wem du sprichst?

„So ist dies Kind das erste und das letzte seiner Race, das ein Verräther geworden."

Fortunato schluchzte laut, während sein Vater ihn mit den Augen zu durchbohren schien. Endlich stampfte er auf den Boden, warf die Flinte über die Schulter, schlug den Weg gegen das

Mâquis ein, und rief dem Knaben zu, ihm zu folgen.

Er gehorchte.

Giuseppa lief ihrem Manne nach und ergriff ihn beim Arm. „Es ist dein Sohn!“ sagte sie mit zitternder Stimme, indem sie ihre schwarzen Augen auf die ihres Mannes heftete, wie um zu lesen, was in seiner Seele vorgehe.

„Laß mich!“ entgegnete dieser, „ich bin sein Vater!“

Giuseppa umarmte ihren Sohn und begab sich weinend in ihre Hütte. Dort warf sie sich vor dem Bilde der Jungfrau nieder und betete eifrig.

Falcone ging in eine Schlucht, sondirte die Erde mit seiner Flintenkolbe und fand sie locker. Er sagte nun zum Knaben:

„Fortunato, geh dort an den großen Stein.“

Er gehorchte.

„Kniee nieder.“

Er gehorchte abermals.

„Sage deine Gebete her.“

Vater! liebster Vater! schieß mich nicht todt.

„Sage deine Gebete!“ rief Mateo mit schrecklicher Stimme.

Der Knabe stotterte schluchzend sein Pater und sein Credo. Mit starker Stimme sagte der Vater nach jedem Gebet: Amen! Endlich fragte er:

„Sind das alle Gebete, die du weißt?"

Ich weiß noch das Ave Maria und die Litanei.

„Sie ist lang, aber nur zu!"

Fortunato sagte die Litanei mit immer mehr erlöschender Stimme.

„Jetzt bist du fertig?"

O Vater! lieber Vater! vergib mir. Ich will es in meinem ganzen Leben nicht mehr thun. Ich will meinen Vetter, den Caporale, so lang bitten, bis Gianetto begnadigt wird.

Er sprach noch. Mateo hatte den Hahn gespannt und zielte auf ihn, indem er sagte: „Möge Gott dir verzeihen!"

Das Kind wollte zu ihm eilen, um seine Kniee zu umklammern. Aber in demselben Augenblicke sank es, von der Kugel ins Herz getroffen, todt zurück.

Ohne einen Blick auf den Leichnam zu werfen, kehrte Mateo nach seinem Hause zurück, um einen Spaten zu holen und seinen Sohn zu verscharren.

Er hatte kaum einige Schritte gethan, als Giuseppa ihm athemlos entgegeneilte. Der Schuß hatte sie erschreckt.

„Was hast du gethan?" schrie sie.

Gerechtigkeit geübt.

„Wo ist er?“

Dort unten in der Schlucht. Ich will ihn begraben. Er ist als Christ gestorben, und ich will eine Messe singen lassen. Mein Schwiegersohn Tiodoro Bianchi soll künftig bei uns wohnen.

III.

Die Sonate.

Eine Erzählung von Bouilly.

Voranges, einer der angesehensten Wechselagenten in Paris, hatte zwei Töchter, Blanca und Cölestine, bei deren Erziehung er keine Kosten sparte; Wissenschaften und Talente wurden mit gleichem Eifer gepflegt.

Blanca hatte besonders auf der Harfe schnelle Fortschritte gemacht. Aber sie verlor auch nicht eine Minute, um durch Fleiß den Wünschen ihres Vaters und den aufgewandten Kosten zu entsprechen. Schon um sechs Uhr Morgens stand sie auf, beschäftigte sich zuerst mit ernsten Gegenständen, und eilte dann sogleich zu ihrer Harfe, auf der sie Stundenlang unermüdet die schwersten Griffe und Passagen übte. Kurz, Fleiß und Herzensgüte waren Blancas unverkennbare Vorzüge.

Cölestine beliebte es nicht ihrer Schwester nachzueifern. Sie war hübsch und kokett, allein für jedes angenehme Talent bewies sie eine Geringschätzung, eine Nachläßigkeit, die natürlich alle Fortschritte hemmen mußte. Wenn sie kaum um neun Uhr aufgestanden war, so brachte sie zwei Stunden mit ihrer sogenannten Morgentoilette zu, und so kam die Zeit zum Frühstück, ehe sie noch etwas anders gethan hatte, als ihren Aeltern nach Gewohnheit einen guten Morgen gewünscht.

Nach dem Frühstück, während Blanca wieder zu ihrer Harfe eilte, warf sich Cölestine auf das Sofa, ordnete ein Bändchen am Hut, einen Besatz auf ein Kleid oder that am öftersten auch ganz und gar nichts. Alle Vorstellungen über diese Lebensweise fruchteten nichts bei ihr. Wenn ihre Schwester bisweilen, als ältere Freundin, herzlich und ermahnend mit ihr sprach, so pflegte sie zu antworten: „Wenn man hübsch und reich ist, so hat man immer Talente genug. Freilich, Schwesterchen, wenn man deinen hartnäckigen Fleiß mit ansieht, so sollte man glauben, du müßtest dein Brod durch Unterrichtgeben auf der Harfe verdienen. Ein artiges Talent besitzen ist wohl ganz gut, aber es Künstlern darin gleich thun, das ist sehr bürgerlich."

Bei solchen Reden zuckte Blanca die Achseln. Sie behauptete, daß Mittelmäßigkeit in allen

Dingen wenig Geschmack und Charakter andeute, und daß, wenn man einmal eine Kunst treiben will, man auch alle Kräfte darauf verwenden muß. Aber Cölestine lachte ihr ins Gesicht: „Ich höre dich schon in allen Concerten als eine der größten Harfenistinnen in ganz Paris ankündigen; ich sehe schon, wie du zitternd, halb todt, vor sechshundert strengen Kritikern erscheinst, um dich hören zu lassen; und zur Belohnung dieser Qual und deines ewigen Fleißes erringst du endlich den herrlichen Beinamen einer Virtuosin. Ein großes Glück, zitternd und bebend aufzutreten, um Herren und Damen zu amüsiren und zur Vergeltung von ihnen bekritelt zu werden."

Blanca ließ sich nicht irre machen, und war nach einiger Zeit eben so geschickt auf der Harfe als in Wissenschaften und Sprachen. Man rühmte sie überall, man zog sie in die besten Gesellschaften, wo sie wohlverdienten Beifall erntete, während Cölestine in ihrem Winkel kaum bemerkt wurde und die verdrießliche Erfahrung machte, daß ein hübsches Gesicht sammt aller Ziererei der Kokketterie nicht immer Aufmerksamkeit errege, daß aber die Herrschaft der Talente allgemein anerkannt wird. Diese Wahrheit, die freilich nur erst in ihrem Herzen keimte, wurde durch eine unglückliche, nur zu häufige Begebenheit schnell zur Reife gebracht.

Die Zeitumstände und politische Ereignisse be-

wirkten auf der Pariser Börse eine solche Zerrüttung, daß plötzlich eine Menge Wechsel-Agenten wie vom Schlage gelähmt wurden, und trotz ihrer Vorsicht und anerkannten Redlichkeit in den Sturz mit hinabgezogen, ihr ganzes Vermögen einbüßten.

Der ehrliche Voranges gehörte zu dieser Zahl. Doch weit entfernt, es den schamlosen Speculanten nachzuthun, die durch ihre eigenen Banquerouts reich werden, sollte durch ihn keiner verlieren, der ihm seine Gelder anvertraut. Er verkaufte Alles was er hatte, seine kostbaren Möbeln, seine zahlreiche auserlesene Bibliothek, deren Verlust Blanca vorzüglich beklagte. Auch seine Gattin gab Alles das ihrige her, Diamanten, Spitzen, indische Schawls, fast ihrer ganze Garderobe, nebst einem Theil der Garderobe ihrer Töchter, auch sogar Blanca's kostbare Harfe, kurz, Alles wurde zusammengerafft, um die Gläubiger zu befriedigen, und so wurden sie denn auch bis auf den letzten Heller befriedigt.

Jetzt konnte Voranges einen Stand, der ansehnliche Auslagen erfordert, nicht länger behaupten, auch fürchtete er, den Credit so leicht nicht wieder zu finden, den er durch die unverschuldete Verzögerung seiner Zahlungen eingebüßt hatte. Er entsagte daher für immer diesem Stande und suchte einen kleinen Posten als Commis oder Cassirer, um seiner Familie Brod zu schaffen. Er suchte vergebens, das Unglück verfolgte ihn, seine

besten Freunde kehrten ihm den Rücken, er konnte in Paris nicht länger leben und miethete ein Häuschen in einem Dorfe des Thales von Montmorency. Cölestine brachte er zu einer Leinwandhändlerin, wodurch ihre Eitelkeit empfindlich gedemüthigt wurde. Blanca kam zu einem der ersten Harfenmacher, der zuvor lange ihr Lehrer gewesen. Hier stand sie seinem Magazin vor und ertheilte seinen jüngsten Schülerinnen Unterricht. Dabei hatte sie die Aussicht, nach und nach durch ihn in Paris bekannter zu werden und durch ihre Kunst reichliches Brod zu erwerben.

Nachdem die armen, aber an Ehre nicht verarmten Aeltern ihre Töchter auf diese Weise untergebracht, zogen sie in das Dörfchen St. Gratien, wo Madame Voranges, die vormals ein glänzendes Haus gemacht hatte, nun selbst ihre Küche besorgte, und in groben Kleidern, mit einem gemeinen Strohut auf dem Kopfe, das Nöthige dazu einkaufte. Ihr Mann, noch rüstig für sein Alter, sägte und spaltete Holz, baute einen kleinen Garten an, und verschaffte sich mühselig den nothdürftigen Unterhalt. Er, vormals der liebenswürdigste Gesellschafter, der die ausgezeichnetsten Künstler an seiner Tafel versammelte, verrichtete jetzt in einer Tracht, die ihm vormals zum Jagdkleide gedient, die sauersten Arbeiten, und wenn auch eine düstere Wolke seine Stirn bedeckte, so schimmerte doch

das heitere Bewußtseyn des ehrlichen Mannes stets hindurch.

So verstrich ein Jahr. Cölestine beobachtete nur mit dem höchsten Widerwillen die Obliegenheiten ihres neuen Standes, und konnte es, bei ihrer gewohnten Nachläßigkeit, nicht dahin bringen, sich mehr als das Nothdürftigste zu erwerben. Es war ihr unerträglich, Pakete zusammen zu schnüren oder in einer Reihe mit den jungen Nätherinnen zu sitzen, denen sie noch vor kurzem selbst Arbeiten aufgetragen; besonders fühlte sie sich gedemüthigt, wenn etwa Personen, die vormals ihres Vaters Haus besuchten, in die Bude kamen, um etwas einzukaufen, und sie beim Leinwandnähen erblickten. Ein plötzliches Erröthen und niedergeschlagene Augen verriethen ihre Verwirrung. Lieber hätte sie sterben mögen, als erkannt werden. Durch solche Verlegenheit wurde dann ihre Unerfahrenheit im Handel nur noch mehr vermehrt und sie zog sich von der Leinwandhändlerin oft bittere Verweise zu.

Blanca im Gegentheil, von dem Verlangen beseelt, sich und ihre Schwester dieser drückenden Lage zu entreißen und ihre armen Aeltern zu unterstützen, that mit Lust und Kraft was ihr geheißen wurde, fand sich leicht und verständig in ihren neuen Wirkungskreis, führte die Aufsicht über alle Arbeiter des Magazins, unterrichtete mehrere junge Mädchen auf der Harfe, und erlangte durch

diese tägliche Uebung bald den höchsten Grad der Vollkommenheit auf ihrem Instrumente. Auch wurde sie ihrem braven Meister immer nützlicher, immer theurer. In kurzem genoß sie das unaussprechliche Glück, die Früchte ihres Fleißes mit ihren Aeltern theilen zu können.

Die Einsiedler von St. Gratien verdankten es der kindlichen Hülfe ihrer Tochter, daß sie nun wieder eine Magd halten konnten, und fanden in ihrer Einöde zwar minder glänzende, aber vielleicht wahrere Freuden, als vormals in ihrer prächtigen Pariser Wohnung.

Auch auf Cölestinen erstreckte sich die Wirkung von Blanca's Talenten. Sie fing an Muth zu fassen, und so viel zu erwerben, als vor allen Dingen zu einer niedlichen Kleidung erforderlich war, denn darnach trachtete sie am meisten. Kurz, die ganze Familie trotzte den Schlägen des Schicksals und fand ein bescheidenes Glück in Arbeit und Entsagung.

Leider war es nicht von langer Dauer. Die Mutter hatte nicht ohne tiefen Schmerz aus dem Wohlstande plötzlich in Armuth übergehen können. Der Kummer, den sie ihrem Gatten täglich mit der höchsten Anstrengung zu verbergen strebte, untergrub ihre Gesundheit. Sie wurde gefährlich krank.

Blanca flog herbei und theilte mit ihrem Vater die Pflege der geliebten Kranken. Auch Cö-

lestine erhielt Erlaubniß, die heiligste kindliche Pflicht zu erfüllen.

Madame Voranges, von der zärtlichsten Liebe jeden Augenblick gepflegt, erholte sich. Cölestine kehrte alsobald zu ihren Geschäften zurück, die sie jetzt mit Eifer trieb. Blanca verweilte noch bei der langsam Genesenden, die jetzt oft von Nervenzufällen heimgesucht wurde, welche nicht selten gefährlich waren, und ihre Genesung verzögerten.

Blanca hatte bemerkt, daß die Musik diese Zufälle milderte. Sie theilte diese Bemerkung dem Arzte mit, der ihr rieth, anfangs in einem benachbarten Zimmer auf der Harfe zu spielen, um die schwachen Nerven der Mutter nicht anzugreifen, nach und nach aber in ihrer Gegenwart die rauschendsten Stücke vorzutragen. Blanca befolgte diesen Rath, und nie war ihre Harfe ihr theurer gewesen als jetzt, da sie zu Erhaltung ihrer geliebten Mutter beitragen konnte. Sie hub im Nebenzimmer mit den leisesten Accorden an, und schmeichelte sich durch das Ohr bis tief in die Seele. „O welche süßen Töne!“ sagte die Mutter mit schwacher Stimme zu ihrem Gatten, der neben ihrem Krankenbette saß; „es ist so lange her, daß ich Blanca nicht auf der Harfe spielen gehört. Sie gibt mir das Leben wieder.“ — Die Tochter, diese rührenden Worte vernehmend, weinte süße

Zähren und lockte durch sie begeistert himmlische Töne aus ihrem Instrument hervor.

Besonders gelang ihr jene reizende Arie von der kindlichen Liebe. Diese spielte sie mit solcher Zartheit und mit so rührenden Variationen, daß ihr Vater aufsprang, zu ihr hin eilte, sie in seine Arme schloß und tief bewegt ausrief: „O man ist nicht unglücklich, wenn man dein Vater ist! — Komm! freue dich deines Werkes! betrachte deine Mutter; ein Lächeln umschwebt wieder ihre blassen Lippen, Thränen befeuchten wieder ihre trockenen Augen, sie nennt dich ihren Schutz-Engel, sie segnet dich!"

Welche Belohnung für die edle Blanca! Von den Armen ihrer Aeltern umschlungen, mischen sich Aller Thränen und Küsse. Zu reden vermag keines, aber dies beredete Schweigen ist Götterlust! Alles kann das harte Schicksal rauben, nur nicht dies selige Gefühl!

Seit jenem süßen Augenblicke, der in der That die Genesung der Kranken beschleunigte, ließ Blanca täglich ihre himmlischen Töne im Nebenzimmer hören, und bald erhielt sie auch vom Arzte die Erlaubniß, vor der Kranken selbst zu spielen was sie wolle. Nun trug sie fröhlich ihre Harfe vor der Mutter Bett, spielte bald eine glänzende Symphonie von Krummholz, bald ein Concert von Petrini, oder ein unsterbliches Werk von Haydn,

immer mit so verständiger Abwechslung, daß sie ihrer Mutter täglich neues Vergnügen, neue Ueberraschung zubereitete.

An einem heitern Septemberabend, als der Mond mit seinem Schimmer die stille Gegend erleuchtete, saß Blanca eben auch im Zimmer ihrer Mutter, dessen eines Fenster die Aussicht auf die Landstraße hatte, und spielte auf ihrer Harfe mit dem ganzen Aufwand ihrer Kunst eine sehr brillante Sonate von Hadermann.

Ein Theil der Dorfbewohner hatte sich, durch ihre Zaubertöne herbeigelockt, um das Häuschen gesammelt, und die andächtige Stille der Zuhörer wurde blos dann und wann durch ihren jauchzenden Beifall unterbrochen, denn wahre Kunst wirket auch auf die rohsten Menschen.

Der russische Gesandte, der für den Sommer ein Schloß im Thal von Montmorency gemiethet hatte, fuhr eben vorbei nebst seiner Gemahlin und einzigen Tochter, die in ihr fünfzehntes Jahr trat.

„Ich kenne diese Sonate" rief die junge Prinzessin, „ich habe sie bei Hofe spielen hören."

„Du hast recht," sagte der Vater, „ich erinnere mich dessen." Er ließ halten und bewunderte mit Erstaunen das vollkommene Spiel der unsichtbaren Künstlerin. Man forscht nach ihrem Namen und man erfährt: sie heiße Blanca Voranges und

spiele jeden Abend, um die Genesung ihrer kranken Mutter zu vollenden.

Die Gemahlin des Gesandten wird neugierig ein Mädchen kennen zu lernen, von dem das ganze Dorf mit hoher Achtung spricht, und ihre Tochter Sarinka brennt vor Begierde, diejenige zu sehen und zu hören, der das Glück zu Theil geworden, durch ihre Talente das Leben ihrer Mutter zu erhalten.

Am andern Abend ließ der Gesandte seinen Wagen am Eingange des Dorfes stehen, kam nebst seiner Familie zu Fuße, ohne Gefolge, und stellte sich unter das Fenster. Zufälligerweise spielte Blanca in diesem Augenblicke sehr brillante Variationen eines russischen Tanzes, wodurch natürlich das schon gefaßte Interesse noch erhöht wurde.

Nachdem sie noch einige andere Stücke mit der höchsten Kunst ausgeführt hatte, öffnete sie einen Augenblick das Fenster um frische Luft zu schöpfen. Alsobald vernahm sie die von einer jugendlichen Stimme mit Rührung ausgesprochenen Worte: „Eine Mutter retten, und ein solches Talent besitzen, o wie glücklich muß sie seyn!“

Verwundert und angenehm überrascht bog sich Blanca heraus, um zu sehen, aus wessen Munde der Lobspruch gekommen. Da redete eine stärkere Stimme sie an: „Wundern Sie sich nicht, Made-

moiselle, daß Jedermann Ihr Loos beneidet und Sie zu hören wünscht. Empfangen Sie die Huldigung des russischen Gesandten und seiner Familie."

Mit holder Scham zog Blanca sich zurück, allein ihr Vater führte sie sogleich wieder an das Fenster, um durch einige bescheidene Worte die Höflichkeit zu erwiedern; da vernahm sie eine dritte Stimme, die sich durch einen etwas fremden Accent auszeichnete, sanft sprechend: „Sie mögen die glücklichste Tochter seyn, aber diejenige, deren Leben Sie erhalten, ist gewiß auch die glücklichste Mutter!"

Blanca stammelte Danksagungen und versicherte, sie habe blos eine Pflicht erfüllt. Das Gespräch war angeknüpft.

Voranges ging hinab und lud den Gesandten ein, in seiner Hütte auszuruhen. Die Einladung wurde angenommen, Blanca der Familie vorgestellt.

Ihr Vater trug kein Bedenken seine Schicksale zu erzählen, denn eben sein Unglück gab ihm ja Gelegenheit, die Tugenden seiner Tochter in ein glänzendes Licht zu stellen, und er that es mit überströmendem Herzen.

Während er sprach, verwandte die edle Sarinka kein Auge von der Künstlerin, und die Mutter bat für ihre Tochter um Erlaubniß, eine so angenehme Nachbarschaft zu benutzen, um in

nähere Verbindung mit einem so hochachtungswürdigen Frauenzimmer zu treten.

Voranges und seine Tochter mußten versprechen, am andern Mittag bei dem Gesandten zu speisen. Sie kamen und wurden nicht so aufgenommen, wie gewöhnlich die großen Herren ihre Schützlinge aufzunehmen pflegen; die Art, wie man sie empfieng, bewies, welche zarte Achtung Blanca eingeflößt hatte.

Um die junge Künstlerin nicht schüchtern zu machen, war die Gesellschaft an diesem Tage nicht zahlreich, allein gewählt, und bestand größtentheils aus Kunstliebhabern.

Die Gesandtin selbst spielte auf dem Flügel jene Sonate von Habermann, und Sarinka sang mit einer schönen Stimme und vielem Geschmack mehrere italienische Arien.

Blanca, auf das angenehmste überrascht, erbot sich, sie auf der Harfe zu accompagniren. Beide wetteiferten und die Zuhörer waren entzückt.

„Ach! wenn ich doch immer eine solche Begleitung hätte!“ rief die Prinzessin und drückte Blancas Hand gegen ihre Brust, „welche Fortschritte würde ich machen!“

Mit dem herzlichsten Vergnügen übernahm es Blanca, so lange sie noch bei ihrer Mutter bleiben werde, sie täglich zu accompagniren und ihr schönes Talent auszubilden.

„Ich wagte es nicht, Sie darum zu bitten," sagte die Gesandtin, „doch da Ihre Frau Mutter mit jedem Tage sich bessert, so werde ich selbst kommen, die Erlaubniß von ihr zu holen, und ich ahnde, daß meine Tochter Ihnen nicht blos die Vervollkommnung ihrer Talente, sondern auch die ihres Herzens verdanken wird."

Dieser Plan wurde pünktlich ausgeführt. An jedem Morgen begab sich Blanca auf das Schloß des russischen Gesandten, und jeden Abend brachte die junge Prinzessin sie in ihrem eigenen Wagen wieder nach Hause; wo sie ihr noch oft ihre Mutter pflegen half.

Aus dieser gemeinschaftlichen Uebung von Talenten und Pflichten erwuchs eine Freundschaft, die um so inniger war, da sie sich auf wechselseitige Hochachtung gründete. Sarinka konnte nicht mehr ohne Blanca leben, und diese vergaß bei Sarinka alles Unglück ihrer Familie.

Endlich war die Zeit gekommen, wo Blanca ihre nun völlig genesene Mutter wieder verlassen sollte, um zu dem berühmten Harfenmacher, der sich herzlich nach ihr sehnte, zurückzukehren, sie nahm sehr bewegt Abschied auf dem Schlosse des Gesandten, ihre Augen schwammen in Thränen, so oft sie auf Sarinka sie heftete.

„Uns trennen!" rief diese, ihre Arme um sie schlingend, „nimmermehr! Sie sind meine Freun=

din! Sie haben mich in allem Guten befestigt, Sie haben mein Talent ausgebildet, mir die Liebe zur Kunst eingeflößt. Ich kann Ihrer nicht mehr entbehren! wir müssen unzertrennlich seyn!"

Voranges, seine eigene Rührung unterdrückend, erinnerte an die Verbindlichkeiten, die seine Tochter dem wackern Harfenmacher, ihrem Wohlthäter, ihrer einzigen Stütze im Unglücke schuldig sei. —

„Nein!" fügte Blanca, muthig entsagend, hinzu: „nie werde ich undankbar an diesem Manne werden!"

„Wenn er so brav ist, als sie ihn beschreiben," nahm der Gesandte das Wort, „so wird er Ihrem Glücke sich nicht widersetzen. Bleiben Sie bei Sarinka, werden Sie ihre Lehrerin, ihre Freundin. Ich betrachte Sie von diesem Augenblicke an als meine zweite Tochter, und in Ihre eigenen Hände werde ich das Schicksal Ihrer Aeltern legen."

„Mein Gemahl ist der Dollmetscher meiner Gesinnungen," sagte die Gesandtin. „So viele Tugenden sollen kein Spiel der Launen des Schicksals werden. Ich selbst werde Sie zu dem Harfenmacher begleiten, und hoffe ihn zu überreden. Nicht als Harfenistin, nicht als Gouvernante sollen Sie unter uns wohnen; sondern als ein Muster aller weiblichen Tugenden, als ein Schatz, den

uns der Himmel zum Glücke unserer Sarinka hat entdecken lassen. Bleiben Sie, liebenswürdige Blanca! werden Sie meine zweite Tochter!"

Bei diesen Worten umarmte sie das holde Mädchen, und Voranges konnte so herzlichen Anerbietungen nicht widerstehen. Er fand keine Worte, um seine Freude, seinen Dank zu schildern. Er eilte zu seiner Frau, der Tochter Glück zu verkündigen, indessen die Gesandtin mit Blanca und Sarinka zu dem Harfenmacher fuhr, der sich herzlich freute, seine geliebte Schülerin so wohl versorgt zu sehen, obschon es ihm schmerzlich wurde, sich von ihr zu trennen.

Madame Voranges fand durch die frohe Botschaft sich so gestärkt, daß sie selbst nach dem Schlosse sich begeben und die allgemeine Freude theilen konnte.

Täglich entwickelten in diesem Hause Blanca's Tugenden sich glänzender, und täglich boten sich dem Gesandten neue Gründe dar, sich der getroffenen Wahl zu freuen.

Für Blanca's Zukunft sorgte er auf eine Weise, die ihrer und seiner würdig war. Ihre Aeltern sahen sich noch einmal in Wohlstand versetzt, doch wollten sie ihr Häuschen nimmer verlassen. Die Freundschaft zwischen ihrer Tochter und der jungen Prinzessin wurde mit jedem Tage inniger und sie schwuren einander, daß nur der Tod sie trennen solle.

Blanca's Geschenke und die Protectionen der russischen Gesandtin setzten auch Cölestinen bald in den Stand, ein Leinwandmagazin für ihre eigene Rechnung zu eröffnen, welches bald in Ruf kam. Blanca besuchte sie oft, hütete sich aber sorgfältig, durch den Glanz ihres jetzigen Standes die Eigenliebe ihrer Schwester zu kränken.

Cölestine, die ihren Wohlstand, die Erhaltung ihrer Mutter und die Erneuerung des Glückes ihrer Aeltern einzig der edlen Schwester verdankte, erkannte endlich: daß, troß der grausamsten Schläge des Schicksals, man nie ganz hülflos bleibt, wenn man Talente besitzt.

IV.

Die Höhle des Tigers.

Ein Abentheuer in den Gebirgen von Peru.

Ich kam, erzählt ein Engländer im British Review (einer englischen Zeitschrift) im Jahre 1826 nach Peru, um im Namen einer Compagnie, die sich in London geblildet hatte, die Aufsicht bei Bearbeitung verschiedener Minen zu führen, von denen keine vorhanden war. Die Untersuchung der Localität überzeugte mich bald, daß meine Chefs betrogen worden waren.

Ehe ich aber nach Europa zurückkehrte, wollte ich wenigstens die ungeheuere Reise längs den Ufern des atlantischen und stillen Meeres nicht ganz unbenützt für meine Wißbegierde vorübergehen lassen, und beschloß daher, mit zwei meiner Gefährten, Wharton und Lincoln, den höchsten und merkwürdigsten Berg von Peru, den Chimboraco, zu ersteigen.

Eines Tages, nachdem wir in einem indianischen Dorf übernachtet hatten, und nun unser Weg sich um den weiten Fuß dieses Riesen der Anden schlängelte, bemerkte ich, daß der Glanz des ewigen Schnees, der den Gipfel deckt, nach und nach unter einem dichten Nebel verschwand. Die Indianer die uns als Führer dienten, warfen bestürzte Blicke auf diese Dünste, und versicherten kopfschüttelnd, daß ein heftiges Gewitter über uns ausbrechen werde.

Ihre Besorgniß ging rasch in Erfüllung; schnell entfalltete sich der Nebel, und indem er sich über den ganzen Berg ausbreitete, umgab uns bald eine tiefe Finsterniß. Die Luft war drückend schwül, und doch so feucht, daß der Stahl an unsern Uhren sich mit Rost überzog, und das Uhrwerk stille stand. Das Wasser, neben dem wir gingen, ergoß sich mit verdoppelter Gewalt, und wie durch Zauberei stürzten plötzlich von den Felsen zu unsrer Linken unzählige Ströme, die Baumstämme und Gesträuch mit sich fortrissen, und selbst eine ungeheure Schlange erfaßt hatten, die umsonst ihre Kräfte anzustrengen schien, um der Gewalt des Wassers zu entgehen. Der Donner rollte und der ganze Wiederhall des Berges antwortete ihm auf Ein Mal; blendende Blitze zerrissen die Wolken, über, unter uns, zu unserer Seite: es war als ob wir in ein Flammenmeer tauchten.

Wir flüchteten unter einen großen Baum, während einer unserer Führer ein sicheres Obdach für uns suchte. Er kam bald mit der Nachricht zurück, daß er eine geräumige Höhle entdeckt habe, wo wir allen erforderlichen Schutz gegen die Heftigkeit der Elemente finden würden, und sogleich schlugen wir den Weg dahin ein, erreichten dieselbe aber nicht ohne viele Mühe und Gefahr.

Der Sturm wüthete mit einem so fürchterlichen Getöse, daß sich keiner dem andern verständlich machen konnte. Ich hatte mich an den Eingang der Höhle gestellt, und beobachtete durch die lange und schmale Oeffnung die Scene außerhalb.

Die höchsten Cedern sah ich niederstürzen, oder wie ein Rohr sich beugen; Affen und Papageyen durch die abgerissenen Aeste getödtet, bedeckten den Boden; die Bäche waren zu Strömen geworden und durchschnitten in allen Richtungen den Berg.

Umsonst würde ich mich bemühen, dieses große Schauspiel zu beschreiben; nur wer Südamerika kennt, kann sich ein Bild davon machen.

In dieser mit Recht sogenannten neuen Welt sollte man glauben die Natur besitze noch alle Kraft der Jugend, während sie auf dem alten Continent zu schlummern und durch das Alter erschlafft scheint.

Als endlich die Heftigkeit des Sturmes etwas nachgelassen, gingen unsere Führer hinaus, zu

sehen ob Möglichkeit da sei, unsern Weg fortzusetzen.

Die Grotte, in der wir uns befanden, war so dunkel, daß wenige Schritte vom Eingang entfernt man nicht eine Spanne weit vor sich unterscheiden konnte.

Während wir uns über die Verlegenheiten unsrer Lage besprachen, wurde unsre Aufmerksamkeit durch Geschrei und wunderliche Klagelaute gefesselt, die aus der Tiefe der Grotte zu uns drangen. Wharton und ich horchten mit einem Gefühle von Entsetzen jenen Tönen; aber Lincoln, unser unbedachter junger Freund, warf sich auf den Bauch und kroch mit meinem Jäger Frank die Höhle entlang, um den Grund dieses Lärmens zu entdecken.

Nach einigen Augenblicken stießen sie einen Ruf der Verwunderung aus und kehrten bald zurück, jeder von ihnen ein wunderbar geflecktes Thier am Arme, von der Größe einer kleinen Katze, dessen Kinladen mit fürchterlichen Schneidezähnen bewaffnet waren. Die Augen spielten in's Grauliche, hatten lange Krallen an den Pfoten, und ihre blutrothe Zunge hing aus dem Rachen.

Kaum hatte Wharton sie betrachtet, als er ausrief: „Gerechter Himmel! wir sind in der Höhle eines ...“ Aber er wurde plötzlich durch die Stimme unserer Führer unterbrochen, die mit dem Schrei

„ein Tieger! ein Tieger!“ hinausstürzten und sogleich mit einer unglaublichen Geschwindigkeit eine hohe Ceder erkletterten, die neben der Höhle stand, und in deren Zweigen sich verbargen.

Der erste Eindruck des Entsetzens und der Ueberraschung hatte mich beinahe erstarrt, und fast bewußtlos griff ich nach meinem Gewehr. Wharton war schnell gefaßt und rief uns, ihm behülflich zu seyn, um die enge Mündung der Höhle mit einem großen Stein zu schließen, der glücklicher Weise ganz nahe lag.

Das Bewußtseyn, der immer näherkommenden Gefahr verstärkte unsere Kräfte, denn wir hörten schon deutlich das Brüllen des Thieres, und waren verloren, wenn es den Eingang der Höhle erreichte, ehe wir dieselbe geschlossen hatten.

Noch war unsere Arbeit nicht vollendet, als wir den Tiger draußen in großen Sprüngen ankommen sahen; dieser fürchterliche Anblick verdoppelte unsere Anstrengungen, und so schützte uns dann noch zu rechter Zeit der große Stein vor seinem Angriffe.

Es blieb jedoch eine kleine Lücke zwischen dem Stein und der Höhe der Oeffnung, durch welche wir seinen Kopf sahen, wie er seine blitzenden Augen wüthend auf uns schoß. Sein Brüllen hallte in den Tiefen der Höhle wieder, und seine Jungen antworteten darauf mit dumpfem Klagegeschrei.

Unser furchtbarer Feind hatte anfangs versucht, den Stein mit seinen mächtigen Krallen aufzuheben, und dann ihn mit dem Kopfe wegzuschieben; die Nutzlosigkeit dieser Bemühungen vermehrte seine Wuth. Er stieß einen durchdringenden Schrei aus, und seine Flammenaugen schienen Licht in die Dunkelheit unsres Zufluchtsortes zu werfen. Einen Augenblick war ich fast geneigt ihn zu bedauern; es war doch das Gefühl der Vaterliebe, das seinen Zorn reizte. „Es ist Zeit auf ihn zu schießen,“ sagte Wharton mit der ihm eignen Kaltblütigkeit, „die Kugel wird ihm durch sein Gehirn gehen und so haben wir noch Hoffnung von ihm befreit zu werden.“

Frank nahm seine Doppelflinte und Lincoln seine Pistolen; Beide richteten den Lauf einige Zoll vom Tiger entfernt, und drückten zugleich ab; allein der Schuß fehlte. Der Tiger, als er das Losdrücken hörte, mochte gemerkt haben, daß es einen Angriff auf ihn gelte, denn er machte einen Satz auf die Seite; als er sich jedoch unverletzt fühlte, kam er an seine vorige Stellung mit größerer Wuth zurück. Das Pulver auf beiden Pfannen war naß geworden, und während Frank und Lincoln dasselbe ausschütteten, bemühte sich Wharton mit mir, unsre Pulverhörner zu suchen.

Es war so dunkel, daß wir auf dem Boden kriechen und umhertappen mußten.

Als ich in die Nähe der jungen Tiger kam, hörte ich ein Geräusch, dem Reiben eines Stücks Metall ähnlich, und entdeckte bald, daß die Thiere mit unsern Pulverbüchsen spielten. Zum Unglück hatten sie den Pfropf mit ihren Krallen abgedreht; das Pulver, auf dem nassen Boden ausgeschüttet, konnte uns nicht mehr dienen.

Diese Entdeckung versetzte uns in die größte Bestürzung. Alles schien verloren. Wharton stellte sich an den Stein der uns schützte, und heftete seinen kühnen Blick auf die blitzenden Augen unsres Feindes. Der junge Lincoln stieß in seiner Verzweiflung tausend Flüche aus, und Frank, der die meiste Kaltblütigkeit besaß, nahm einen Strick, den er in der Tasche trug, und ging ohne ein Wort zu sagen in die Tiefe der Höhle.

Bald vernahmen wir einen erstickten Schrei, und der Tieger, der ihn gehört haben mußte, stutzte darüber in vermehrter Unruhe. Er ging und kam vor die Oeffnung der Höhle, und sah verstört und wüthend aus; plötzlich blieb er stehen, und seinen Kopf gegen den Wald gewendet, erhob er ein betäubendes Brüllen.

Unsere beiden indianischen Führer benutzten diesen Augenblick, um von der Höhe des Baumes, der sie barg mit Pfeilen auf ihn zu schießen, die ihn zwar trafen, aber an seiner dicken Haut abprellten.

Nur einer blieb endlich am Auge stecken; wüthend darüber, sprang der Tiger an den Baum, und indem er mit seinen Tatzen den Stamm umfaßte und sich an demselben in die Höhe richtete, schien er die Ceder ausreißen zu wollen. Erst, nachdem es ihm geglückt war, den Pfeil los zu werden, wurde er ruhiger und stellte sich wieder an den Eingang der Grotte.

Frank erschien endlich, in jeder Hand einen der jungen Tiger an dem Strick haltend, mit dem er sie erwürgt hatte. Ehe ich seine Absicht erfahren konnte, hatte er beide dem Tiger durch die Oeffnung zugeworfen. Als derselbe sie erblickte, untersuchte er sie aufmerksam und schweigend, drehte sie behutsam von allen Seiten um, und endlich von ihrem Tode überzeugt, stieß er einen so fürchterlichen Schrei der Verzweiflung aus, daß wir genöthigt waren uns die Ohren zuzuhalten.

Ich warf meinem Jäger diese nutzlose Grausamkeit vor, sah aber aus seiner trotzigen Antwort, daß er alle Hoffnung zur Rettung aufgegeben hatte, und daher die Verhältnisse des Dieners zum Herrn für aufgelöst hielt.

Was mich betraf, hegte ich noch immer die innere Zuversicht, daß eine unerwartete Hülfe mich aus dieser entsetzlichen Lage befreien werde.

Der Donner hatte aufgehört und ein kühler, erfrischender Wind war auf den Sturm gefolgt.

Der Gesang der Vögel ertönte wieder im Walde, und im Strahl der wiederkehrenden Sonne glänzten die Regentropfen auf den Blättern wie tausend Diamanten.

Ich sah durch die kleine Oeffnung unsrer Höhle das Erwachen der Natur, und der Kontrast dieser friedlichen Scene mit unsrer Lage machte dieselbe noch fürchterlicher. Waren wir doch in einem Grabe, aus dem kein Entkommen möglich schien; denn ein Ungeheuer, gräßlicher als der Cerberus der Fabel, hütete den Eingang.

Der Tiger hatte sich zu seinen Jungen gelegt. Es war ein großes herrliches Thier, dessen Glieder, in ihrer ganzen Länge ausgestreckt, die Kraft ihrer Muskeln zeigten, aus seinen mit furchtbaren Zähnen bewaffneten Kienbacken floß der Schaum in großen Flocken.

Plötzlich ließ sich in der Ferne ein langes Brüllen hören, worauf der Tiger mit einem klagenden Aechzen antwortete, und ein Schrei der Indianer verkündete uns eine neue Gefahr.

Unsere Besorgniß bestätigte sich nach Verlauf von einigen Minuten, denn wir sahen einen Tiger, kleiner als den ersten, in großen Sprüngen sich uns nähern. Es war die Tigerin.

Ihr Brüllen, nachdem sie die Leichname ihrer Jungen betrachtete, übertraf Alles, was wir noch gehört hatten. Doch endlich hörte ihr Geheul auf

und ward zu einem dumpfen Gemurmel; darauf rückte sie ihre schnaubenden Nasenlöcher dicht an die Oeffnung, um Diejenigen zu entdecken, die ihre Jungen vernichtet hatten.

Als ihre Blicke auf uns fielen, stürzte sie mit einer so ungeheuern Kraft auf den Stein, daß es ihr vielleicht gelungen wäre, ihn fortzuschieben, wenn wir nicht unsre vereinte Anstrengungen ihrem Vorhaben entgegengesetzt hätten.

Nach mehreren vergeblichen Versuchen näherte sie sich wieder dem Tiger, und schien sich während einiger Augenblicke mit ihm zu berathen; darauf entfernten beide sich schnell, und entschwanden unsern Blicken. Ihr Gebrüll wurde immer schwächer, und bald hörten wir es nicht mehr.

Jetzt erschienen unsre beiden indianischen Führer am Eingang der Höhle, und drangen auf schnelle Flucht, als das einzige Mittel zur Rettung, da die Thiere wahrscheinlich auf der Höhe des Berges noch einen Eingang in die Grotte kenneten, und von einer andern Seite hineindringen würden.

Wir schoben in Eile den Stein der uns bisher beschützt hatte, hinweg, und stiegen aus dieser Gruft, in der wir lebendig begraben zu seyn befürchtet hatten.

Wharton war der letzte, der dieselbe verließ, indem er nicht fort wollte, bevor er seine Doppel-

flinte wieder gefunden hatte; wir übrigen dachten nur an unser Entkommen.

Von neuem hörten wir das Gebrüll der Tiger; eilig folgten wir unsern Führern, und schlugen einen Seitenpfad ein, der aber durch die Menge Wurzeln und Aeste, womit der Sturm den Weg bedeckt hatte, unsre Flucht langsam und beschwerlich machte. Besonders schleppte sich Wharton mit Mühe fort, und wir mußten oft stille stehen, um ihn nicht aus dem Gesicht zu verlieren.

Auf diese Weise waren wir eine Viertelstunde gegangen, als ein Schrei eines unserer Führer uns verkündete, daß die Tiger auf unserer Spur seien.

Wir befanden uns gerade vor einer Brücke von Schilfrohr, die über einen Strom geworfen war, und die gewöhnlich nur Indianer mit ihrem leichten Gang ohne Furcht betreten können, da dieselbe bei jedem Schritt, den man darauf macht, erzittert und schwankt.

Zwischen spitzigen Felsen eingeschloßen, ergoß sich in der Tiefe der Strom mit tobender Gewalt. Lincoln, Frank und ich schritten ohne Unfall über die Brücke, aber Wharton war noch auf ihrer Mitte, als die Tiger aus dem nahen Wald hervordrangen, und da sie uns erblickten, ein gräßliches Geheul anstimmten. Wir erkletterten die vor uns stehenden Felsen, und Wharton, der endlich auch ohne Unfall auf die andere Seite des Stromes

gelangt war, zog sein Jagdmesser hervor und schnitt die Bänder ab, welche die Brücke an dem einen Ufer befestigten, hoffend, hiedurch unsern Feinden ein unübersteigliches Hinderniß der Verfolgung entgegen zu setzen.

Aber kaum hatte er seine Arbeit vollendet, als die Tigerin gegen den Strom rannte, und versuchte mit einem Sprung hinüber zu setzen.

Es war ein merkwürdiges Schauspiel, dieses furchtbare Thier einen Augenblick über dem Abgrund schweben zu sehen; allein diese Scene ging wie der Blitz vorüber; seine Kraft war der Entfernung nicht gewachsen, es sank, und ehe es den Grund des Stromes erreicht hatte, war es in tausend Stücken durch die spitzigen Felsen zerrissen.

Sein Gefährte, dadurch nicht entmuthigt, machte denselben Versuch, und ein kräftiger Sprung trug ihn über die Kluft. Allein nur mit seinen Vordertatzen erreichte er das jenseitige Ufer, und über dem Abgrund hängend, bemühte er sich umsonst festen Fuß zu fassen.

Wharton der ihm ganz nahe war, ging muthig auf ihn zu und stieß ihm sein Jagdmesser in die Brust. Wüthend über alle Beschreibung sammelte das Ungeheuer seine Kräfte, klammerte sich mit den Hinterpfoten an den Felsen, und ergriff Wharton am Schenkel; aber mein heldenmüthiger Freund behielt seine ganze Kühnheit, umfaßte mit seiner

Linken einen Baumstamm und drückte mit Kraft das Messer tiefer in die Brust des Tigers.

Dies Alles war das Resultat eines Augenblicks. Die Indianer, Lincoln, Frank und ich stürzten zu seiner Hülfe herbei. Lincoln hatte die Flinte von Wharton, die neben ihm lag, ergriffen, und versetzte dem Tiger einen so mächtigen Schlag auf den Kopf, daß das betäubte Thier seinen Raub los ließ, und in den Abgrund stürzte. Aber der unglückliche junge Mann hatte die Wucht seines Schlages nicht berechnet; seine Füße glitten aus, und da seine Hände nirgends einen Anhaltspunkt fanden, stürzte er in den Strom, auf dessen Oberfläche wir ihn einen Augenblick sahen, worauf er für immer verschwand.

Ein Schrei der Verzweiflung kam aus unser aller Mund; dann verfielen wir in ein düstres Schweigen.

Als ich aus meiner Betäubung erwachte, lag Wharton ohnmächtig am Abhang der Kluft. Wir untersuchten seine Wunde, sie war tief, und das Blut strömte daraus hervor. Die Indianer pflückten einige Kräuter, deren Umschlag wenigstens den Blutfluß hemmte; dennoch blieb er besinnungslos, obgleich sein Puls heftig schlug.

Der Abend brach herein und wir mußten uns entschließen die Nacht hier zuzubringen, wo nur einige wilde Felsen uns ein Obdach gewähren konnten. Die Indianer zündeten ein Feuer an, um

die Raubthiere von uns abzuhalten. Ich aß einige Früchte, die sie mir gaben, und brachte die Nacht schlaflos neben Wharton zu, dessen tiefe Athemzüge mich mit Entsetzen erfüllten.

Als der Morgen kam, schlugen unsere Führer vor, unsern unglücklichen Freund ins Dorf zu tragen, wo wir die vorübergehende Nacht zugebracht hatten, und in Eile flochten sie aus Schilf eine kleine Brücke über den Strom. Allein in das Dorf zurückgebracht erlangte Wharton, ungeachtet all' unserer Sorgfalt, die Besinnung nicht wieder. Am dritten Tage erschütterte ein convulsivisches Zittern seine Glieder; er richtete sich in die Höhe und sprach einige verworrne Worte; darauf sank er nieder und war nicht mehr.

Dieses war der Ausgang meiner traurigen Reise auf den Chimboraco. Als ich Wharton die letzte Pflicht erwiesen hatte, beeilte ich mich eine Gegend zu verlassen, die mir so schmerzliche Erinnerungen zurückrief, und benutzte die erste Gelegenheit nach Europa zurückzukehren.

V.

Die Unbekannte in dem Garten der Tuilerien.

Eine Erzählung von Bouilly.

Am ersten Tage des Maimonats führte Frau von Clinville, Wittwe eines Notarius zu Paris, ihre Tochter, die etwa vierzehn Jahre alt war, in den schönen Garten der Tuilerien, um da die Frühlingsluft und der Blumen liebliche Wohlgerüche einzuathmen.

Als sie durch die Galerie des Palais Royal giengen, erblickte die letztere in einer Bude von Eßwaaren, in welcher das seltenste Frühobst vereinigt war, ein Büschel Kirschen, das mit so vielem Geschmacke angeordnet und mit frischem und dichtem Laube so künstlich zusammengebunden war, daß sie sich nicht erwehren konnte, gegen ihre Mutter die lebhafteste Begierde zu äußern, diese Kirschen

zu haben, obschon sie zum voraus sah, daß sie in dieser Jahrszeit noch sehr theuer seyn müßten.

Frau von Clinville, die ihrer Tochter, deren Geschmack gewöhnlich sehr gemäßigt und sehr einfach war, nie noch etwas verweigert hatte, kaufte das Büschel Kirschen, so viel sie auch immer kosten mochten, und begab sich mit ihrer lieben Emmeline, so hieß ihre Tochter, in den Garten der Tuilerien.

Nachdem sie die schönen Alleen dieses in der That bezaubernden Ortes durchwandelt hatten, setzten sie sich auf Bänke, am Schatten großer Kastanien-Bäume.

Es war zehn Uhr des Morgens; dieser, zum Spaziergange allertauglichste Augenblick, ist die meisten Male nur derjenige der Einsamkeit.

Es scheint alle elegante Frauen von Paris, haben sichs zum Gesetz gemacht, nie vor drei oder vier Uhr daselbst zu erscheinen, und zwar in einem Negligée, welches ankündet, daß sie erst jetzt aufgestanden, die Sonne zum ersten Mal im Tage erblicken. Auch fanden da Frau und Fräulein von Clinville nur sehr wenig Menschen.

Das, was ihre Blicke auf sich zog, war eine schöne Dame, deren Aeußeres auf eine Person von Stande schließen ließ. Eine junge Tochter, die ungefähr in Emmelinens Alter und mit einem weißen Kleide bekleidet war, und die unter einem

grünen, mit einer Guirlande von weißen Maßlieben geschmückten Hütchen, die liebenswürdigste Figur verbarg, begleitete sie.

Beide setzten sich neben Frau und Fräulein von Clinville. Die junge Unbekannte konnte sich nicht enthalten ihre Blicke auf das Büschel Kirschen zu heften, und die Dame, die bei ihr war, auf die anlockende, frische Farbe und die elegante Symetrie desselben aufmerksam zu machen.

Die Lust darnach, ward in ihren Augen, in allen ihren Bewegungen sichtbar; endlich, da sie sich nach und nach Emmelinen näherte, sagte sie im freundlichsten Tone zu ihr: „Das herrliche Büschel, das sie hier haben, Fräulein, seine lebhafte Farbe kann nur mit jener Ihrer Gestalt verglichen werden.“

„Es würde wohl eher das Bild der Ihrigen seyn,“ antwortete ihr Frau von Clinville: „unter Ihrem niedlichen, grünen Hute, glaubt man an Ihnen eine Kirsche unter dem Blatte zu sehen.“

„Was mich am meisten befremdet,“ setzte die junge Unbekannte bei, „ist, daß Sie Fräulein diese reizenden Kirschen, welche dem Geschmacke eben so sehr schmeicheln, als ihr Glanz die Augen blendet, noch nicht gekostet haben.“

„Es ist ein Geschenk von meiner Mutter,“ antwortete Emmeline ganz bescheiden: „es ist in der That so selten, daß ich mir vorgenommen habe, es nicht allein zu genießen. Wenn Sie, mein

Fräulein, mich würdigten, es mit mir zu kosten? . . .
„Das, was man besitzt, erhält einen doppelten Werth, wenn man das Glück hat, es zu theilen.“

Diese letztern Worte, welche Emmeline mit dem ausdrucksvollsten Tone aussprach, schienen auf das junge Mädchen einen lebhaften Eindruck zu machen. „Sie können bei so rührenden Worten nicht unempfindlich bleiben,“ sagte ihr die schöne Dame, welche bei ihr war, „wie kann man der Anmuth widerstehen, wenn sie von der Empfindung verschönert wird?“

Bei diesem Gutheißen, welches mit einem Zeichen von Billigung begleitet war, bindet die junge Unbekannte die erste Kirsche von dem prächtigen Büschel los; Emmeline die zweite, welche sie an den Mund ihrer Mutter brachte. Die Unbekannte that mit der dritten gegen ihre schöne Gefährtin ein gleiches, und da unter den Händen der beiden jungen Personen nach und nach jede Kirsche, woraus das Büschel bestand, verschwand, so blieb bald nichts mehr übrig, als die Blätter.

Nun wurde die Unterhaltung lebhafter. Frau von Clinville trachtete durch manche feine und behutsame Fragen, den Namen des artigen grünen Hütchens zu erfahren; da sie aber bemerkte, daß die Dame diesem zuwinkte, unbekannt zu bleiben, so hielt sie mit ihren Nachforschungen inne. Man

blieb beiderseits bei den gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen und trennte sich mit der gegenseitigen Versicherung des Vergnügens, das ein so angenehmes Zusammentreffen gewährt hatte.

Bei ihrer Rückkehr hatten Frau von Clinville und ihre Tochter bemerkt, daß ihnen ein Bedienter in einer rothen Livree nachgefolgt war, der die Nummer des Hauses, das sie bewohnten, genau beobachtet hatte. Hieraus vermutheten sie, die unbekannte Dame habe wissen wollen, wer sie seien, während sie selbst alle mögliche Vorsicht gebraucht hatte, ihnen nicht das geringste Merkmal zu hinterlassen, an dem sie hätten abnehmen können, wer sie oder die junge Person mit dem grünen Hute seyn möchten.

Mehrere Wochen gingen vorbei. Schon dachte Frau von Clinville nicht weiter an den Vorfall in den Tuilerien, als an einem Morgen, da sie mit Emmelinen und Gustav, ihrem einzigen Sohne, einem etwa siebenzehnjährigen Zöglinge der polytechnischen Schule, frühstückte, der Thürhüter des Hotels, welches sie bewohnte, mit einer ganz reifen Ananas in der einen und einem kleinen Billet in der andern Hand in ihr Zimmer trat, welches die Aufschrift: „An Fräulein von Clinville" hatte und folgenden Inhalts war:

„So eben verehrt man mir zwei Ananas; erlauben Sie, daß ich Ihnen eine davon an-

biete, indem ich mir die merkwürdigen Worte zu Sinne rufe, die ich noch aus Ihrem Munde kommen höre: Was man besitzt, erhält einen doppelten Werth, wenn man das Glück hat, es zu theilen."

Der kleine grüne Hut.

Vergebens fragte Frau von Clinville und ihre Tochter den Thürhüter, um von ihm zu erfahren, wer dieses Zettelchen gebracht hatte; er sagte ihnen, es sei ein Kommissionair gewesen, welcher, sobald er es in seinem Stübchen abgelegt hatte, ohne ein Wort weiters zu sagen, wieder fortgegangen sei.

Emmeline entschloß sich bald, mit ihrer Mutter und ihrem Bruder die Ananas zu theilen, welche in ihren Augen nur ein billiges Gegengeschenk für das Büschel Kirschen war; dadurch aber wurde sie nur noch neugieriger, die beiden Unbekannten kennen zu lernen.

Einige Zeit nachher kam der Thürhüter zu Frau von Clinville und brachte ein kostbares porzellanenes Gefäß, in welchem ein blühendes Pomeranzenbäumchen stand. Er übergab Emmelinen einen zweiten Brief, wieder mit ihrer Aufschrift, der so lautete:

„Vorgestern, am Tage der heiligen Klotilde, als an meinem Namensfeste, verehrte man mir zwei Pomeranzenbäumchen, wie dieses hier; belieben Sie eines davon anzuneh-

men.... Das, was man besitzt, erhält einen doppelten Werth, wenn man das Glück hat, es zu theilen."

Der Thürhüter versicherte, dieses Gefäß sei ihm vom nämlichen Kommissionair eingehändigt worden, welchen er lange aber vergebens ausgefragt hätte.

„Was!" sagte Emmeline, „ich soll nicht erfahren können, wer diese reizende Klotilde mit dem grünen Hute ist?"

„Laß du nur mich machen," sagte ihr Gustav, „ich nehme es über mich, sie auszuwittern. Beschreibe sie mir nur so genau, als es dir möglich seyn wird."

„Sie ist ungefähr von meiner Größe," antwortete ihm seine Schwester, „aber weit wohlgebildeter, als ich; ihre Anmuth hat, ich weiß nicht, was Dahinreißendes; ihre edlen und regelmäßigen Züge werden durch einen eben so anziehenden als einnehmenden Blick, von Sanftmuth und Frohsinn verschönert. Blonde und lockige Haare fallen auf einen prächtigen Hals, und die Weiße ihrer Gesichtsfarbe, erhöhet noch den Glanz von zwei blauen Augen, deren Ausdruck und Lebhaftigkeit im Innersten des Herzens zu lesen und die Gedanken zu errathen scheinen."

„An diesem Portrait," versetzte Gustav, „sehe ich zum Voraus, daß, wenn ich die schöne Unbe-

kannte entdecke, ich durch ihren Anblick für meine Mühe werde bezahlt werden. Verlaß dich auf meinen Eifer dir zu dienen, und auf denjenigen, welchen ich wirklich schon fühle, so viele vereinigte Reize bewundern zu können."

Gustav war in der That unermüdet, die Schöne mit dem grünen Hute ausfindig zu machen, deren Signalement in seinem Kopfe eben so tief als in seinem Herzen eingegraben war. Er durchlief alle Spaziergänge; er ging in jedes Schauspiel, auf jeden Ball, in jedes Konzert, kurz an alle Orte in Paris, wo sich nur irgend eine Gesellschaft vereinigte; allein es war ihm unmöglich, nur die mindeste Entdeckung zu machen und auf eine einzige Spur von ihr zu kommen.

Einen Monat nachher, als Emmeline wieder vom Spaziergange nach Hause kam, fand sie auf ihrem Nachttischchen ein Körbchen von weißem Taffent, mit Stickereien geziert, welches, wie ihre Kammerjungfer sagte, von einer vertrauten Person sei gebracht worden.

Emmeline, welche sogleich vermuthete, es komme von der liebenswürdigen Klotilde, öffnete das Körbchen in Gegenwart ihrer Mutter und fand es mit Zuckerwerk aller Arten angefüllt. Obendrauf lag ein Zettelchen, in welchem die Unbekannte ihr sagte: daß, da sie Pathin gewesen und mit Geschenken überhäuft worden sei, sie die Devise befolgte, welche

ihr nie aus dem Gedächtnisse kommen werde, und welche sie über das Körbchen hätte eingraben lassen. In der That, man las daran von vornenher, in goldenen Buchstaben, welche mit einem Kirschenästchen, an dem das Laub noch prangte, eingefaßt waren: „Das, was man besitzet, erhält einen doppelten Werth, wenn man das Glück hat, es zu theilen.“

Dieses sinnreiche Andenken machte einen sehr tiefen Eindruck auf die Familie von Elinville. — Wenn ihre feine Empfindlichkeit ein wenig dabei litte, so viele Geschenke von einer Ungenannten zu bekommen, so konnten sie doch der Art, mit welcher sie gegeben wurden, nicht widerstehen.

Emmeline und Gustav ließen sich also, ohne Bedenken, das viele und ausgesuchte Zuckerwerk, mit welchem das ganze Körbchen angefüllt zu seyn schien, recht gut schmecken. Wie groß war aber nicht ihre Bestürzung, als sie unter diesen Bonbons, sechs Paar Handschuhe und einen weißen Kaschemir fanden, dessen breite Stickerei von der allerfeinsten Zeichnung war.

„Ich kanns nicht über mich nehmen,“ sagte Emmeline, „diesen kostbaren Schmuck zu tragen, ohne daß ich weiß, von wem er mir zukömmt. Armselige Kirschen allein, welche ich freilich aus dem besten Herzen angeboten habe, können mir so ansehnliche Geschenke nicht verschaffen.“

„Ich billige dein Zartgefühl,“ sagte Frau von Elinville zu ihr, „Alles beweist uns, daß diese schönen Unbekannten von einem Rang und einem Vermögen sind, welche uns nie erlauben, es ihnen gleich zu thun, und nur gegen Seinesgleichen muß man Geschenke auswechseln.“

Es ward deswegen festgesetzt, daß der kostbare Kaschemir verschlossen bleiben müsse, bis man ihn der nämlichen Person, welche ihn geschickt hatte, sobald man sie kennen würde, wieder würde zurückgeben können. Nicht einmal von den Fächern und den Handschuhen, welche ebenfalls in das niedliche Körbchen hinterlegt wurden, wollte Emmeline einigen Gebrauch machen; nur dem Zuckerwerk, welches jenen gleichsam als Paß gedient hatte, wurde Ehre angethan. Gustav, obschon er einer der vorzüglichsten Zöglinge der polytechnischen Schule war, half gar oft seiner Schwester diese Leckereien zusammenkrachen, und täglich, so oft er dies that, sagte er: „O, dich werd ich noch wohl entdecken, großmüthiger, liebenswürdiger, grüner Hut! Welcher Jüngling, und wär er auch der kälteste, würde nicht nach der Ehre geizen, dich kennen zu lernen? Ja, ja, ich will dich gewiß entdecken …“

Die erneuerten Nachforschungen Gustavs waren eben so fruchtlos als die erstern. Vergebens lief er unaufhörlich auf alle grüne Hüte zu, die er in Paris erblickte; nirgends fand er jene An-

muth, jene Jugend, jene Lebhaftigkeit der Gesichtsfarbe, jenen Ausdruck mit einander vereiniget, von welchen ihm seine Schwester ein eben so reizendes als getreues Gemälde gemacht hatte.

Emmeline, welche gleich ihrem Bruder aufs sehnlichste Diejenige zu kennen wünschte, mit welcher sie ihre Kirschen getheilt hatte, schrieb ein Billet, welches sie dem Thürhüter zustellte, mit dem ausdrücklichen Befehle, es derjenigen Person zu geben, welche sich neuerdings zeigen würde.

Dieses Billet, welches die Aufschrift hatte: „An den grünen Hut,“ war folgenden Inhalts:

„Wenn das Zartgefühl Ihrer Seele dem Reiz ihrer Figur entspricht, müssen Sie den Entschluß billigen, welchen ich gefaßt habe, von allen Ihren mir zugeschickten Geschenken gar keinen Gebrauch zu machen. Ich erkläre Ihnen also, daß ich sie bei meiner Mutter hinterlegt habe, welche bei dem Geheimnißvollen, das Sie mit so vieler Grausamkeit zu beobachten beharren, eben so viel leidet als

Ihre Emmeline von Clinville.“

Dieses Billet blieb nicht lange in den Händen des Thürhüters, welcher den Befehl, den er bekommen hatte, aufs getreueste vollzog.

Zwei Tage nachher meldete sich der nämliche Abgeordnete bei seinem Kämmerchen mit einem Päck-

chen, welches er abgeben sollte, und wollte sogleich wieder, wie gewöhnlich, davon fliehen; allein der Thürhüter, ein alter aber noch kraftvoller Soldat, faßte ihn an der Kehle, rief aus vollem Halse Gustaven, welcher nebst seiner Mutter und seiner Schwester eilend herunter kam, und wollte von dem Kommissionair wissen, wer ihn hieher schicke.

Weder Bitten noch Drohungen, noch das Versprechen einer Belohnung konnten diesen wackern Mann verführen. Er sagte weiter nichts, als das Päckchen sey ihm von einem alten Bedienten, der eine rothe Livree trug, zugestellt worden, der ihm auch einen Thaler gegeben, um seine Kommission zu machen, und daß, da er so großmüthig belohnt worden, er das Geheimniß, welches man ihm anvertraut habe, nie verrathen werde.

„Weil Ihr so verschwiegen seid," sagte Emmeline zu ihm, so werdet Ihr wohl auch gefällig seyn. Leistet mir den Dienst, dieses Billet dem nämlichen Bedienten einzuhändigen, der Euch dieses Päckchen zugestellt hat. Dieses ist Eurer Verschwiegenheit, wegen welcher ich Euch lobe, im geringsten nicht nachtheilig, und ich werde für diese Gefälligkeit unfehlbar erkenntlich seyn."

„Wenns weiter nichts ist als ein Billet zu überbringen," antwortete der Kommissionair, „so will ich dies herzlich gerne thun, und Sie können sich auf meine Pünktlichkeit verlassen; aber lassen Sie

sichs ja nicht einfallen, mir Jemand nachzuschicken, Sie würden Ihre Zeit und Ihre Mühe dabei verlieren."

Nach diesen Worten schlich er sich mit dem Billet, welches Emmeline bereit gehalten hatte, in der Stille fort.

Man wollte wissen, was diese neue Uebersendung der Unbekannten, die viel größer, als alle andere zu seyn schien, enthalte. Gustav selbst riß eilends den Umschlag weg und fand eine prächtige Uniform eines Artillerieoffiziers, einen kostbaren Säbel, an welchem eine grüne korduanene Tasche hing, worin nachfolgendes Schreiben lag:

„Der Kriegsminister, mein Verwandter, hat die Gewohnheit, mir alle Jahre, an meinem Geburtstage, ein Offiziersbrevet zu verehren, für Jemand aus meiner Familie oder einen meiner Freunde, der sich dessen würdig gemacht hat; ich bitte Sie, es für ihren Herrn Bruder als eine gerechte Belohnung seiner Fortschritte in der polytechnischen Schule anzunehmen. Wenn er sich, wie ich im geringsten nicht daran zweifle, in der Laufbahn der Waffen auszeichnet, wenn er ein Held wird, so begehre ich anders nichts von ihm, als daß er sich den Denkspruch wähle: Das, was man besitzt, erhält einen dop-

pelten Werth, wenn man das Glück hat, es zu theilen."

Neben diesem Schreiben lag in der That das Brevet eines Unterlieutenants der Artillerie, mit dem Befehl innerhalb acht Tagen sich zum Regiment zu verfügen.

Gustav vermeinte zu träumen. Das, was er so sehnlichst wünschte, was er noch lange nicht zu erhalten hoffte, hatte er der Großmuth einer jungen und schönen Unbekannten zu verdanken, welche durch ihre Bescheidenheit den Werth der Wohlthat verdoppelte.

„Und ich sollte abreisen, ohne sie zu kennen, ohne sie zu sehen, ohne ihr zu danken!"

„Dazu gibt es ein Mittel," sagten Frau und Fräulein von Clinville, mit Thränen der Freude und des Erstaunens in den Augen, „wir müssen uns heute noch bei dem Kriegsminister eine Audienz ausbitten, und wir werden es von ihm erfahren, wer diejenige ist, der wir dieses glückliche Ereigniß zu verdanken haben." —

„Sie haben Recht," erwiederte Gustav, „wir wollen sogleich zu ihm gehen."

Er zog unverzüglich seine Uniform an, die zu seiner großen Verwunderung, ihm aufs genaueste anpaßte.

Emmeline und ihre Mutter kleideten sich aufs

prächtigste, und eine Stunde nachher, waren alle drei schon in dem Hotel des Ministers, welcher sie mit der rührendsten Leutseligkeit empfieng, und der, weil er vermeinte, sie kenneten ihre junge Gönnerin, zu ihnen sagte:

„Indem ich dem dringenden Ansuchen der Fräulein von St. Leon nachgab, lasse ich blos ihrem interessanten Günstlinge Gerechtigkeit wiederfahren, und in der Figur des Herrn von Clinville lese ich wirklich schon, daß er sich meiner Gunst, deren ich ihn versichere, und wovon ich ihm zu allen Zeiten Proben zu geben verspreche, würdig machen werde.“

Auf diese Worte begaben sich Frau von Clinville und ihre Kinder weg.

„Fräulein von St. Leon!“ wiederholte Gustav unaufhörlich. —

„Ohne allen Zweifel“ setzte die Frau von Clinville bei, „ist dies die Tochter desjenigen Generals, der durch seine Großthaten, eine der festesten Stützen des Thrones und einer der ersten Günstlinge des Monarchen geworden. Wir müssen uns erkundigen, wo er wohnt, und uns auf der Stelle zu ihm begeben.“ —

„Wir wollen,“ sagte Emmeline, „in den ersten Buchladen gehen, und da werden wir in dem kaiserlichen Almanach, diese so sehnlichst gewünschte Addresse finden.“

„In der That, sie entdeckten, daß dieser General in der Vorstadt St. Honoré, bei den elysäischen Feldern wohne. Sie verfügten sich eilends dorthin. Emmeline gab dem Thürhüter des Hotels den Auftrag, zu der Fräulein von St. Leon zu gehen und ihr zu sagen: Herr von Clinville, Offizier der Artillerie, und seine Familie bäten sich auf einige Augenblicke einen Besuch bei ihr aus.

Bald hierauf kam der Thürhüter in Begleitung eines Kammerdieners wieder zurück, der Befehl hatte, diese Damen und den neuen Artillerieoffizier in den Saal zu führen.

Nicht lange nachher erschien Fräulein von St. Leon auch darin, sie war mit dem nämlichen Kleide, mit dem gleichen grünen, mit weißen Maßlieben geschmückten Hut auf dem Kopfe bekleidet, die sie beim Zusammentreffen in den Tuilerien hatte. Die nämliche Dame, welche sie ihre Tante nannte, war mit ihr.

Sie eilte Emmelinen entgegen, schloß sie in ihre Arme und bat sie um Verzeihung, daß sie sich bisher nie zu erkennen gegeben und ihr Zartgefühl auf die Folter gesetzt habe. „Aber" setzte sie in dem liebenswürdigsten Tone bei, „ich müßte Ihnen ja stufenweise den Beweis der Empfindung beibringen, den Sie mir bei unserer ersten Zusammenkunft einzuflößen vermochten. Benachrichtiget durch alle Erundigungen, die ich habe einziehen lassen, daß es

Ihr sehnlichster Wunsch sei, Ihren Herrn Bruder, von dem alle Vorsteher der polytechnischen Schule mit dem größten Lobe reden, und hoffen, er werde einst gewiß in die Bahn der Ehre treten, als Offizier der Artillerie zu sehen, haben meine Muhme und ich, in der Abwesenheit meines Vaters, der sich wirklich bei der Armee befindet, ohne Mühe das erhalten, was dem Staate einen Tapfern mehr, Ihrer geehrten Familie die Erfüllung ihrer Wünsche und mir das Glück verschafft, Ihnen zu beweisen, welchen Werth ich auf das herrliche Büschel Kirschen setze, das Sie mich mit Ihnen zu theilen nöthigten, und wie tief sich die rührenden Worte, welche Sie dabei aussprachen, in meine Seele eingegraben haben."

Emmeline antwortete Anfangs der Fräulein von St. Leon anders nichts, als daß sie sie ihrer Seits an ihr Herz drückte und sie mit tausend Küssen bedeckte.

Frau von Clinville selbst konnte sich nicht enthalten, sich die Erlaubniß auszubitten, sie umarmen zu dürfen

Gustav versprach, im Vollgefühl eines französischen Offiziers, die gute Meinung, welche man von ihm hatte, zu rechtfertigen, und sprach im lebhaften Tone des Heldenmuths: „Wie sehr verlange ich, in meinem Range unter den kaiserlichen Adlern zu stehen! Wenn ich, in einem Jahre schon, nicht

das Ehrenkreuz trage, so mag mich Ihro Majestät, aus der Liste der Tapfern ausstreichen."

Er vernahm nachher, daß seine junge und liebenswürdige Gönnerin die Güte so weit getrieben hatte, seinen Schneider aufzufinden, dem sie seine erste Uniform bestellt hatte, und darum wundere er sich nun nicht mehr, daß sie ihm so gar wohl anpaßte.

„Ein so herrlicher Tag, sagte die Muhme zu Fräulein von St. Leon, muß nicht unvollständig seyn; diese Damen und unser junger Unterlieutenant, werden doch wohl die Gefälligkeit haben, das Mittagsmahl in unserm Hotel anzunehmen: Diejenigen, zu deren Glück man etwas beigetragen hat, sieht man gerne, so lang als möglich."

Frau von Clinville sagte es ihr für gewiß zu, sie bat sich nur die Erlaubniß aus, bis zur Stunde der Mahlzeit nach Hause zu gehen, und entfernte sich mit ihren beiden Kindern.

Einige Stunden nachher erschien sie wieder in der nämlichen Kleidung, welche sie bei ihrer Zusammenkunft in den Tuillerien trug.

Emmeline hatte gleiche Achtung gehabt, aber der einfache Anzug war durch den kostbaren Kaschemir und einen der Fächer geziert, die ihr der prächtige grüne Hut geschickt hatte, dem dieser Beweis von Achtung ungemein wohlgefiel.

Man setzte sich an die Tafel, und als Fräu-

lein von St. Leon ihr Tellertuch entfaltete, fand sie unter ihrem Gedecke ein kleines Futteral, in welchem ein Ring mit drei Diamanten steckte, unter deren Einfassung die Worte eingegraben waren: „Pfand einer immerwährenden Erkenntlichkeit."

Sie steckte den Ring an ihren Finger, im festen Vorsatze ihn nie wieder abzulegen.

Sie erhielt an Emmelinen eine Freundin, welche es beständig blieb, an Gustav einen Offizier, der sich zu einem ehrenvollen Rang emporschwang und dem Staate wichtige Dienste leistete; und oft, wenn Emmeline und Fräulein von St. Leon in ihren häufigen Besuchen sich gegenseitig mit den zärtlichsten Liebkosungen begegneten, wiederholten sie zusammen: „Das, was man besitzt, erhält einen doppelten Werth, wenn man das Glück hat, es zu theilen.

VI.

Biographien.

1) Friedrich der Große, König von Preußen.

Friedrich II., König von Preußen, der größte Regent des achtzehnten Jahrhunderts, dem schon seine Zeitgenossen den Namen des Großen gegeben, ja den seine Unterthanen, voll der wärmsten, dankbarsten Regung des Herzens, den Einzigen genannt, bei dessen Hintritt sich jedes deutsche Auge mit Thränen füllte, bei dessen Todesnachricht selbst jedes gebildeten Fremdlings Auge naß wurde, war den 24. Januar 1712 geboren.

Seine erste Erziehung war die eines Soldaten; das Spielzeug seiner Kindheit bestand in einem Arsenal, worin alle Arten Waffen, von einer, seinem Alter und seinen körperlichen Kräften angemessenen Größe, befindlich waren, und da er alle Militär-

grade durchlaufen mußte, so sah man ihn auch mit dem Gewehr auf der Schulter vor dem Paslaste seines Vaters Schildwache stehen. Auch war er nicht weniger, als ein Anderer, der in der preußischen Armee stattfindenden strengen Subordination unterworfen, und es würde gefährlich gewesen seyn, ihn in dieser Hinsicht zu schonen.

Der junge Prinz machte indeß französische Verse, blies Flöte und entwickelte in seinem Benehmen eine vorzügliche, natürliche Anmuth; außerdem liebte er geistig große Männer — welche Mängel in den Augen eines Vaters, der nur die körperlich großen Männer gern hatte, der weiter Nichts konnte als jagen, seine Einnahme berechnen, eine Parade kommandiren und jedermann ohne Unterschied mit einem kurzen dicken Stocke schlagen.

Wenn sich der junge Prinz vielleicht mit einem Buche oder mit der Flöte in der Hand überraschen ließ, dann flog schnell das Buch zum Fenster hinaus, die Flöte wurde zerbrochen und der gute König hielt Alles für verloren, wenn er seinen Nachfolger den vandalischen Tugenden seines Landes so sehr entartet sah. „Der Stutzer wird Alles verderben!" rief er oft, denn diese Benennung gab er ihm, so wie dem dritten seiner vier Söhne, dem Prinzen Heinrich. Arrest, Hunger und die nachdrücklichste Behandlung begleiteten gewöhnlich die väterlichen Ermahnungen. Der aufs Aeußerste gebrachte acht=

zehnjährige Kronprinz bat endlich um die Erlaubniß zu reisen, und da er sie nicht erhielt, beschloß er, sich dieselbe selbst zu nehmen. Seine jungen Freunde Katt und Keith, sollten ihn auf seiner Flucht begleiten; da indeß das Vorhaben entdeckt worden war, so wurde Katt arretirt. Keith, glücklicherweise noch frühe genug gewarnt, floh nach Holland und der Kronprinz wurde nach Küstrin gebracht. Sein Vater, der ihn blos als einen gewöhnlichen Deserteur betrachtete, hatte ausdrücklich befohlen, daß man ihm weder Bücher, noch Flöte verabfolgen und ihm, sobald eine gewisse Stunde verflossen sei, auch das Licht versagen sollte. Dies würde nun freilich keine der geringsten Unannehmlichkeiten seines Gefängnisses gewesen seyn, wenn nicht der Offizier, der ihn bewachte, dem Befehle dadurch ausgewichen wäre, daß er, wenn man das Licht des Prinzen auslöschte, eines für sich anzünden ließ, indem er sagte, daß man von dem seinigen nicht geredet habe.

Bis jetzt hatte man sich begnügt, seine Geduld auf die Probe zu stellen; allein der unselige Augenblick nahte, wo seine von Natur zart fühlende Seele die grausamste Prüfung erleiden sollte.

Schon dauerte seine Gefangenschaft einige Wochen, ohne daß er noch wußte, was dieselbe bezwecken würde, da erschienen plötzlich vier, von einem alten Soldaten, dessen Augen in Thränen

schwammen, angeführte Grenadiere. Der Prinz zweifelte bei diesem Anblicke nicht, daß sein Leben in Gefahr sei, und augenblicklich war sein Entschluß gefaßt; allein ob er gleich unerschrocken für sich selbst war, konnte er den unerwarteten Anblick seines jungen Freundes Katt nicht ertragen, den man ihm von einem Fenster aus zeigte, indem derselbe sein Haupt dem Schwerte des Henkers darbot.

„Katt, ach Katt!" rief er, indem er die Arme nach ihm ausstreckte, „verzeih mir!"

„Und weshalb?" entgegnete Katt, indem er einen verächtlichen Blick auf das mörderische Eisen warf, „leben Sie wohl, mein Prinz, leben Sie wohl!"

Friedrich sank bewußtlos nieder und Katt — war bereits nicht mehr. O wohl uns, daß diese Zeiten für immer vorüber sind, wo die Beherrscher der Völker ihr Ansehen durch solche Mittel aufrecht erhalten zu müssen glaubten!

Der König, welcher nicht weniger unerbittlich war, als der Reformator der Russen, verlangte, man solle seinem Sohne den Prozeß machen; allein die Richter widersetzten sich dem, und auch der Kaiser Karl VI. nahm Theil an dem Schicksale des jungen Prinzen. Erzürnt über den Widerstand, rief der König im versammelten Rathe wüthend aus:

„Nun gut; wenn man mir in Berlin als

Reichsfürsten zuwider ist, so werde ich meinen Sohn nach Königsberg schaffen — dort hänge ich nur von Gott ab."

Der ehrwürdige Pastor Rheinbeck stand bei dieser Drohung auf und antwortete mit Nachdruck:

„Und auch Gott, Sire, werden Sie für das Blut Ihres Sohnes Rechenschaft ablegen müssen."

Die erhabene Heftigkeit, womit dieser würdige Geistliche den Erben des Thrones vertheidigte, beruhigte den Ungestüm eines Fürsten, welcher im Grunde wahrhafte Frömmigkeit besaß und leicht von den ersten Bewegungen seines Zorns zurückkam. Indeß hatte er beschlossen, seine Krone auf seinen zweiten Sohn, August Wilhelm zu übertragen, welcher schon lange seine ganze Zärtlichkeit mit dem Prinzen Ferdinand, dem jüngsten seiner vier Söhne theilte, und er schmeichelte sich, daß Friedrich, wenn er ihm verzieh, gern den Sorgen des Thrones die philosophische Unabhängigkeit, für die er so große Neigung zeigte, vorziehen und sich nicht weigern würde, eine Entsagung zu unterschreiben, mittelst welcher er die Freiheit bekäme, zu reisen, Verse zu machen und Flöte zu blasen, so viel er nur wollte.

Man machte dem jungen Prinzen den Vorschlag, den er heiter aufnahm und sich sehr bereit zeigte, seinem Vater diesen Gefallen zu thun, *wenn man ihn selbst vorher für illegitim erklärte.*

Man kann sich die neue Verlegenheit vorstellen,

in welche diese unerwartete Antwort einen Fürsten versetzen mußte, der in Hinsicht der Sitten so streng dachte, wie Friedrich Wilhelm I. Er sah wohl, daß er nicht leicht über einen solchen Sohn die Oberhand behalten würde, und daß es Friedrichs Bestimmung sei, Flöte zu blasen, französische Verse zu machen, die Preußen, trotz aller genommenen Vorsichtsmaßregeln, zu beherrschen und zu bilden und sogar vielleicht seine großen Grenadiere einst in Heiducken zu verwandeln.

Indeß befriedigte er seinen Unwillen dadurch, daß er ihn achtzehn Monate in Küstrin ließ und erst, nachdem er die Einwilligung seiner Tochter, welche sich weigerte, den Markgrafen von Baireuth zu heirathen und die Friedrichs erhalten hatte, welchem er die Prinzessin Elisabeth von Braunschweig bestimmte, gab er endlich den Vorstellungen des Kaisers und den Thränen seiner Gemahlin nach; allein der Kronprinz, welcher nicht aufgehört hatte, seiner Schwester unter der Hand von einer Verbindung abzurathen, die er nicht sehr schicklich fand, weigerte sich, sie bei seiner Zurückkunft zu sehen. Endlich kam sie mit ihm zusammen, und da sie ihm vorstellte, daß die Freiheit eines geliebten Bruders der Preis dieses Opfers gewesen sei, antwortete er heftig: „Ich wußte zu sterben!"

Während seiner Gefangenschaft in Küstrin beschäftigte sich Friedrich mit dem Studium der Finanz=

wissenschaften, dessen Nutzen für einen König er später gezeigt hat.

Erst nachdem er dort einige Zeit als jüngster Kriegsrath bei der Domainenkammer gearbeitet hatte, wurde er an den Hof zurück geführt, und erhielt die kleine Stadt Rheinsberg, 10 Meilen von der Hauptstadt, nach seiner Vermählung, zur Residenz. Sein Aufenthalt daselbst wurde auch bald der der Musen, und da er von nun an der Gesellschafter und Freund der größten Männer war, so bereicherte er sich auch durch den Geist derselben. Begierig nach jeder Art von Ruhm, strebte er nach den Lorbeeren des Mars vermöge seines Standes, nach denen Apollo's aus Neigung. Man weiß, daß ihm später bei einer Vorstellung von Voltaire's Zaire die Aeußerung entschlüpft ist, er würde alle seine Siege darum geben, sie verfertigt zu haben.

Durch das Studium der Alten erwarb er jene Kenntniß des wahren Schönen und jene Gründlichkeit des Geistes, die man ihm nicht streitig machen kann. Aus dieser unerschöpflichen Quelle schöpfte er jene geschickten Evolutionen, durch welche er so oft die Anzahl ersetzte und sieben Jahre lang dem vereinigten Europa widerstand.

Er bildete sich durch seine Sorgfalt in Rheinsberg eine Verbrüderung junger Helden, denen er den Namen der Ritter ohne Furcht und Tadel gab. Der berühmte Bayard war ihr Schutzpatron und der un-

Stadtbibliothek Augsburg

erschrockene Fouqué ihr Großmeister *) Man sah bei ihren Gastmahlen die ganze Biederkeit, ja sogar die ganze Einfalt der Sprache aus der alten Ritterzeit wieder aufblühen und diese Stiftung, welche vielleicht würdig wäre, durch einen andern Friedrich wieder erneuert zu werden, würde die Schule der Tapferkeit, durch welche ihre Mitglieder sich später ausgezeichnet haben **).

So lebte er in philosophischer Ruhe, nur mit den Wissenschaften beschäftigt, bis ihn der Tod seines Vaters am 31. Mai 1740 auf den Thron führte. Er fand bei dem Antritt seiner Regierung

---

*) Der Baron von la Motte Fouqué, einer der besten Generale seines Zeitalters und nicht weniger berühmt durch die dankbare Freundschaft, womit der große Friedrich ihn, so lange er lebte, beehrte.

**) Der Orden des Bayard bestand aus zwölf Rittern, tern, welche bei ihrer Reception andere Namen erhielten. Der Name Friedrichs war der Beständige, ein Name, welchen Europa hernach in den Einzigen verwandelt hat. Das Kleinod des Ordens war ein auf einem Lorbeerkranze liegender Degen, mit der Devise: Ohne Furcht und ohne Tadel. Das Studium der Helden aller Zeiten, Untersuchung der schwierigsten tactischen Aufgaben und endlich die Vervollkommnung der Kriegswissenschaft — dies war der Zweck, welchen die Ritter sich vorsetzten, und man muß gestehen, daß sie denselben nicht verfehlt haben.

nur eine Volksmenge von 2,240,000 Menschen, und hinterließ bei seinem Absterben seinem Regierungsnachfolger einen Staat mit 6,000,000 Einwohnern. Zu dieser nicht geahnten Größe hob er während seiner 46 jährigen Regierung durch seine großen Regenten- und Feldherrntalente den preußischen Staat; im Felde und im Cabinet durch viele gleich ausgezeichnete Männer unterstützt. Er behielt zum größten Theile die Einrichtungen und Staatsgrundsätze seines Vaters bei, ihnen nur mehr Ausdehnung und Leben gebend, und vermehrte das Heer, welches ihm schon sein Vater 70,000 Mann stark hinterließ.

Der Tod Kaisers Karl VI. schien Friedrich II. der günstigste Augenblick, seine großen ihm zu Gebote stehenden Mittel zu benutzen, um dem Staate Ansehen und sich selbst Ruhm zu erwerben.

Er suchte die Rechte des Hauses Brandenburg auf einige schlesische Fürstenthümer geltend zu machen, und eröffnete, da die Kaiserin Maria Theresia seine Anträge sämmtlich verwarf, den ersten schlesischen Krieg. Sein Sieg bei Wollwitz, welcher das Schicksal Schlesiens gänzlich entschied, verschaffte ihm den Frieden und ganz Schlesien. Als bei der Fortsetzung des österreichischen Erbfolgekriegs der Kaiser Karl VII. aus seinen baierschen Erblanden hatte flüchten müssen, und die österreichischen Waffen überall siegreich waren, be-

fürchtete Friedrich II., daß auch ihm Schlesien wieder genommen werden möchte. Insgeheim mit Frankreich, dem Kaiser und einigen anderen Fürsten verbunden, rückte er in Böhmen ein und eroberte Prag. Nachdem noch mit abwechselndem Glück gekämpft worden war, führte der Frieden von Dresden die Beendigung des zweiten schlesischen Kriegs herbei.

Während der folgenden eilf friedlichen Jahre widmete sich Friedrich II. ganz der thätigsten Regierung des Innern und des Heeres, bestrebte sich, Ackerbau, Fabriken, Künste und Manufakturen blühend zu machen, den Handel zu beleben, die Gesetzgebung zu verbessern um die Staatseinkünfte zu vermehren, und so den Staat auf eine immer höhere Stufe der Vollkommenheit zu bringen.

Den Gipfel des Ruhmes errang er sich jedoch erst im 7jährigen oder dritten schlesischen Krieg. Denn schon im zweiten Jahre hatte der König im Ganzen nur 150,000 Mann, um sich gegen 560,000 zu vertheidigen, nämlich gegen 180,000 Oesterreicher, 180,000 Franzosen, 130,000 Russen, 23,000 Sachsen, 23,000 Schweden und 24,000 Reichstruppen. So standen beinahe vier gegen einen und dennoch, trotz dieses Mißverhältnisses, trotz dem Unglück von Kollin zersprengte Friedrich die Franzosen und Kaiserlichen bei Roßbach, ging als Sieger nach Leuthen, um sich an den Oesterreichern zu rä-

chen und bedeckte sich überall mit Ruhm — es war Cäsars veni, vidi, vici. Er hatte bei Roßbach dem 50,000 Mann starken Feinde nur 22,000 Mann entgegenzustellen, aber er wollte siegen oder sterben. Hören wir den Helden seine kleine Armee anreden:

„Die Stunde ist gekommen, wo alles, was uns theuer seyn muß, von unsern Waffen und von unserm Benehmen abhängt. Die Zeit erlaubt mir keine langen Reden, die auch überflüssig seyn würden. Ihr wisset, daß es keine Beschwerden gibt, keinen Hunger, keine Kälte, keine Nachtwachen und Gefahren, die ich nicht bis jetzt mit Euch getheilt habe und Ihr seht mich bereit, mein Leben mit Euch und für Euch hinzugeben; alles, was ich dafür verlange, ist dieselbe Freundschaft und Treue. Noch füge ich hinzu — nicht als nöthige Aufmunterung, sondern als einen Beweis meiner Dankbarkeit — daß Ihr von dieser Stunde an, bis Ihr die Winterquartiere bezieht, doppelten Sold erhaltet. Jetzt benehmt Euch wie herzhafte Leute und vertraut auf Gott."

Diese so einfache, aber von Friedrich gehaltene Rede machte, daß des Königs Heldenmuth in die Seelen aller Preußen überging; ein allgemeines Beifallsgeschrei war das Signal zum Siege.

Wenn wir ihm in die Ebenen von Leuthen folgen, hören wir ihn wieder reden und zwar nicht

als einen Sieger, welchen die Demüthigung eines Theiles seiner Feinde hochmüthig gemacht hat, sondern als einen Weisen, welcher der Pflicht des Feldherrn weicht und sich bereit macht, das Beispiel zu geben.

„Meine Herren," sagte er damals zu seinen Offizieren, „ich werde morgen eine Schlacht liefern. Dieser Feldzug hängt von derselben ab und sie muß das Schicksal Schlesiens entscheiden. Ich habe Euch zusammen berufen, um Euch zu sagen, wie ich erwarte, daß bei dieser Gelegenheit ein jeder von Euch seine Pflicht genau erfülle und alles thue, was in seinen Kräften steht. Ich fordere, daß jeder auf seinem Posten das Kommando mit der größten Pünktlichkeit beobachte und seinen Untergebenen das Beispiel eines unerschütterlichen, festen Muthes gebe — kurz, jeder von Euch zeige sich dem Feinde mit dem festen Entschlusse, zu siegen oder zu sterben. Wenn Ihr alle ohne Ausnahme von denselben Gefühlen beseelt seid, wie ich, so bin ich des Sieges gewiß."

„Ich bin wohl unterrichtet von der Stärke und von der Schwäche des Feindes und werde meine Truppen dergestalt führen, daß ich mit Vortheil schlagen kann; nun wird es blos von Euch abhängen, einen entschiedenen Muth und die Festigkeit der alten Preußen zu zeigen. Wer von Euch Furcht fühlt, oder nicht bereit ist, sein Leben und

sein Blut zu opfern, der trete aus dem Glied, ehe er Andere furchtsam macht — er soll seinen Abschied ohne Furcht und ohne Schwierigkeit haben."

Als der König bemerkte, daß dem General Rohr Thränen in die Augen traten, unterbrach er sich, umarmte denselben und sagte zu ihm:

„Mein lieber Rohr, von Ihm habe ich nicht reden wollen."

Bei diesen Worten rief ein Offizier des Generalstaabes:

„Ein Hundsfott, wer zurückgeht, oder sich fürchtet, sein Leben für Eure Majestät zu opfern!"

Der König, welcher mit dieser Versicherung zufrieden war, deren Zeugniß er in allen Augen las, fuhr fort:

„Ich sehe, daß Niemand hier ist, der nicht von wahrem Muth beseelt wäre; was mich betrifft, so werde ich Diejenigen sorgfältig beobachten, welche ihre Pflicht gut erfüllen. Ich werde vorn und hinten seyn, werde von einem Flügel zum andern eilen und kein Corps, keine Compagnie soll meiner Aufmerksamkeit entgehen. Wer seine Pflicht am besten erfüllt, soll mit Ehre und Gnade überhäuft werden; wer aber das Gegentheil thut, mag sich immer wegbegeben und nicht mehr vor meinen Augen erscheinen."

Dieser berühmten, am 5ten December 1757, also einen Monat später als die von Roßbach, gewonne-

nen Schlacht von Leuthen folgte, wie es Friedrich vorausgesehen hatte, die Eroberung von ganz Schlesien. Als man ihm in dem Augenblicke, wo sie beginnen sollte, vorstellte, die Armee des Feindes sei zweimal stärker als die seinige, antwortete er:

„Ich weiß es, aber es bleibt mir kein anderes Hülfsmittel, als zu siegen oder umzukommen, und ich werde angreifen, stände auch der Feind auf den Thürmen von Breslau."

Die Oesterreicher hatten verächtliche Reden gegen ihn und seine kleine Armee geführt und die Sieger scherzten darüber in Lissa, wo der König die Nacht nach seinem Siege zubrachte. Bei dieser Gelegenheit sagte der König:

„Gern verzeihe ich ihnen die Dummheiten, die sie gesagt zu Gunsten derjenigen, die sie eben gemacht haben." *)

*) Sicher war es keine kleine Thorheit, einen Fürsten, der sich so gut zu vertheidigen wußte, in die Reichsacht zu thun. Der Doctor April war der Einzige in Regensburg, der es wagte, den Baron von Plotho, damaligen preußischen Gesandten beim Reichstage davon zu benachrichtigen; kaum hatte er aber den Eingang seines Auftrages begonnen, als ihn der Baron zur Thür hinauswerfen ließ. Der König von Preußen fuhr übrigens fort, seine Feinde zu schlagen. Der Kaiser hatte schon 1756 durch ein Decret die Kreise des Reichs aufgefordert, der vom

Nach der unglücklichen Affaire von Hochkirchen versammelte der König seine Offiziere um sich her, und sagte:

„Meine Herren, wir sind überrumpelt worden und die Dunkelheit der Nacht ist unsern Feinden nur zu günstig gewesen. Bedenket jetzt, wo wir uns befinden. Wir stehen in der Oberlausitz, unsere Güter, unsere Familien sind hinter uns, und wenn wir noch mehr zurückweichen, so ist alles verloren. Was mich betrifft, so will ich, ehe ich zurückweiche, mich hier mit den Trümmern meiner Armee begraben lassen. Ich setze voraus, daß Ihr eben so denkt und Diejenigen, bei denen es nicht der Fall seyn sollte, mögen es lieber sagen und nach Haus gehen. Befindet sich Einer unter Euch?"

Könige blockirten Armee schleunige Hülfe zu schicken; aber ein Druckfehler machte durch Weglassung eines einzigen Buchstabens das Decret und die Reichsarmee lächerlich, denn anstatt eilende Hülfe fand man in der Wiener Ausgabe elende Hülfe.

Ungeachtet dieses Decrets zwangen die Preußen die ganze sächsische Armee, welche in einem Lager bei Pirna stand, das Gewehr zu strecken. Auf dieses Ereigniß, welches am 17. Oktober 1756 statt fand, folgte die Einnahme von ganz Sachsen. Als der König August von Polen seine Garden zurück verlangte antwortete ihm Friedrich, er wollte sich nicht gern die Mühe geben, sie noch einmal gefangen zu nehmen.

Nachdem alle ihm versichert hatten, daß sie eben so dächten, wie er, wurde sein Antlitz wieder heiter und er dachte nur noch daran, seine Feinde den Streich, den sie ihm gespielt hatten, theuer bezahlen zu lassen. Die Rede ist anspruchlos; allein sie beweist, wie genau Friedrich das menschliche Herz zu erforschen wußte und wie gut er es verstand, auch den am wenigsten Unerschrockenen seinen eigenen Muth mitzutheilen.

Er schmeichelte sich selbst nicht und folgender Brief von ihm an den Marquis d'Argens nach der Schlacht von Liegnitz, ist ein Beweis davon:

„Mein Schicksal hing von einer Schlacht ab und die letzte hat mich nur ein Pferd und einen Rock gekostet; aber dennoch gehörte ein Wunder dazu, die verzweifelte Lage, in der ich mich befand, zu überwinden. Sie kennen den Zustand der Dinge nicht hinlänglich, um sich einen Begriff von den Gefahren zu machen, welche den Staat bedrohen; ich aber kenne und verberge diese — ich behalte alle Furcht für mich und theile den andern blos die Hoffnung mit. Uebrigens verursachen meine Angelegenheiten mir vieles Nachdenken; die Zeit, welche mir übrig bleibt, gehört den Musen, die mich trösten. — Ich weiß nicht, ob ich diesen Krieg überleben werde; ist das aber der Fall, so bin ich entschlossen, meine noch übrigen Tage in der Ein=

samkeit, in den Armen der Philosophie und der Freundschaft zu verleben."

Man weiß, daß er Wort gehalten hat. — Unglücksfälle setzten die Festigkeit und die innern Hülfsquellen des großen Friedrich nur in ein helleres Licht. Dreimal hatte er bei dem unglücklichen Gefecht von Kunnersdorf seine Armee gesammelt und persönlich wieder in den Kampf geführt; zwei Pferde waren unter ihm todt geschossen worden, seine Kleider waren von Kugeln durchlöchert, fast alle Anführer todt oder verwundet; er allein unterhielt das Gefecht noch und nur mit Mühe konnte man ihn aus dem Handgemenge entfernen. Nach diesem unglücklichen Gefecht schrieb ein preußischer Offizier nach Berlin:

„Es sind nicht 5000 Mann beim Könige und die Regimenter sehen aus wie Kompagnien. Den König habe ich diesen Morgen in einem Bauernhause gesehen, wo die Kosaken sogar kein Dach gelassen hatten. Er schlief auf etwas Stroh, als wenn er vollkommen in Sicherheit gewesen wäre, mit dem Hut auf dem Gesicht, den gezogenen Degen neben sich und zwei Adjutanten schnarchten zu seinen Füßen. Ein einziger Grenadier stand Schildwache vor der Thür. Dieser Monarch scheint eben so sehr Herr des Schlummers und der körperlichen Ruhe, als der Geistesgegenwart zu seyn."

Ungeachtet aber nach diesem Unglücksfalle das Königreich Preußen weggenommen war, Sachsen den

Oesterreichern offen stand, die Russen bis in das Brandenburgische vorgedrungen waren und die königliche Familie sich gezwungen sah, nach Magdeburg zu flüchten, hinderte Friedrich die Ueberwinder ihren Sieg zu benutzen und hielt sie vierzehn Tage lang in Unthätigkeit bei Frankfurt auf. Von da folgte er ihnen in die Lausitz und hielt sie beständig in Ehrfurcht, indem er den übrigen Theil seiner Staaten im Angesichte zweier Armeen deckte, von denen die schwächste zweimal größer war, als die seinige. Da sie ihn nun nicht aufreiben konnten, bedrohten sie endlich Glogau; allein sie fanden den König auf den Höhen von Neukersdorf aufgestellt. Bald darauf ging er ihnen nach über die Oder, vereitelte alle ihre Pläne und zwang endlich die Russen, ihre Winterquartiere in Polen zn nehmen, während die Oesterreicher nach Böhmen zurückkehren mußten. Also war die Zerstörung einiger Dörfer die ganze Frucht ihres Sieges, und dies ungefähr war beinahe das Resultat eines jeden Feldzuges.

In der Schlacht von Zorndorf oder Küstrin (am 25. August 1758), die er mit 30,000 Mann gegen 50,000 Russen gewann, wurden seine Pagen und Adjutanten an seiner Seite getödtet oder gefangen; der Kampf war ein wahres Blutbad und die barbarische Animosität der Russen, sowie die Rachsucht der Preußen machten, daß von beiden Seiten die Tapferkeit in Grausamkeit ausartete.

Kurz vor dieser Schlacht hatte Daun an den die Russen kommandirenden General Fermor geschrieben: „er möchte keine Schlacht gegen einen listigen Feind wagen, den er nicht kenne, sondern er möchte lieber Umwege einschlagen, um denselben in der Neumark aufzuhalten, während die Oesterreicher sich Sachsens bemächtigen würden.“

Zum Unglück für die Russen wurde Dauns Courier durch die Preußen aufgehoben und diese Nachricht dem Könige überbracht, welcher nach seinem Siege an Daun schrieb:

„Sie hatten Recht, den General Fermor zu warnen, daß er gegen einen feinen und listigen Feind, welchen sie besser kennen, auf seiner Hut seyn möchte; er hat Stand gehalten und ist geschlagen worden.“

In einem jener Augenblicke, wo der König ohne Hülfsmittel zu seyn schien, wurde ihm einer seiner Grenadiere, ein Franzose von Geburt, als Deserteur zurückgebracht und er fragte denselben, warum er ihn habe verlassen wollen?

„Ei Sire,“ anwortete der Grenadier, „weil die Sachen schlecht gehen.“

„Nun,“ sagte der König, „so warte bis morgen, und wenn es da nicht besser geht, wollen wir zusammen desertiren.“

Als er sich in der Schlacht von Torgau weigerte, das Handgemenge zu verlassen, und eine matte Kugel ihn auf die Brust traf, rief er:

„An meinem Leben ist weniger gelegen, als am Siege!“

Er sah, wie die Unordnung in seinen Reihen überhand nahm, entriß sich Denjenigen, welche ihn außerhalb der Gefahr zurückhalten wollten, flog an die Spitze seiner Krieger, stellte die Ordnung wieder her und siegte.

Bei einer andern Gelegenheit, wo seine Soldaten wichen, führte er sie ebenfalls zum Siege, indem er ihnen zurief:

„Wollt Ihr denn ewig leben?“

Diese Festigkeit in den größten Gefahren war ihm so natürlich, daß man zuweilen glauben konnte, er mache sich ein Vergnügen aus der Unruhe, in welche sie seine Begleiter versetzte.

Als er sich mit wenigen Truppen den Fortschritten der großen russischen Armee in der Neumark entgegengesetzt hatte, verließ er einst sein Lager, blos von einem Pagen, einem Adjutanten und einem Reitknechte begleitet, um die Stärke und Stellung des Feindes zu recognosciren und ritt vor bis an das Ufer eines Sees, jenseits dessen die Russen im Lager standen. Der Page, der ihn begleitete, um sein Fernrohr zu tragen, war derselbe Pirch, welcher später als Oberst in französischen Diensten gestorben ist. Friedrich stieg vom Pferde und legte sein Fernrohr auf Pirchs Achsel; aber kaum hatten die Russen unsere Leute bemerkt, so

richteten sie einiges Geschütz auf dieselben und die schnell nach einander einschlagenden Kugeln fingen an, die Kleidung des Königs, welcher ganz ruhig seine Beobachtungen fortsetzte, mit Erde zu bedecken. Der Adjutant hielt es nun für seine Pflicht, dem König die Gefahr vorzustellen, in welcher er schwebte; allein Friedrich wandte sich nach ihm um und sagte: „Wenn Er sich fürchtet, so reite Er fort.“

Den Augenblick darauf wurde das Pferd todt geschossen, welches Pirch geritten hatte.

„Es war nur eine Schindmähre,“ sagte Friedrich zu seinem Pagen, „ich will dir ein besseres Pferd geben.“

Nachdem endlich der König alles nach Wunsch gesehen hatte, gab er Pirch das Fernrohr zurück, stieg wieder zu Pferde und schlug den Weg nach dem Lager ein. Nach einigen Schritten hielt er und sprach zu Pirch:

„Und der Sattel? den hast du vergessen.“

Pirch mußte den Sattel seines Pferdes abschnallen und der König, der ihn lächelnd erwartete, setzte, trotz der ihn begleitenden russischen Kugeln, seinen Weg langsamen Schrittes fort.

Das Beispiel des Marius, welcher, als er sich durch die Satelliten des Sylla überfallen sah, dieselben mit einem Worte, mit einem Blicke zum Fliehen brachte, beweist nicht stärker das Ueberge-

wicht des Helden über die gemeine Menge, als folgende Beispiele dasselbe beweisen.

Einst recognoscirte Friedrich den Feind und zwar seiner Gewohnheit nach so nah er nur konnte, und befand sich, ohne daran zu denken, ganz in der Nähe eines Trupps Panduren, denen er nicht hätte entgehen können, wenn die Ehrfurcht, welche der Anblick eines so großen Mannes ihnen einflößte, nicht jeden andern Gedanken verscheucht hätte.

„Sieh, sieh!" sagten sie, indem sie ihn einander zeigten, „das ist er! Siehst du ihn? Das ist der König von Preußen!"

Kurz, die Beute war schon in Sicherheit, als es ihnen erst einfiel, daß es nur bei ihnen gestanden habe, sich derselben zu bemächtigen.

Bei einer ähnlichen Gelegenheit schlug ein hinter einem Baume verborgener Pandur auf den König an und ein Offizier des Gefolgs, welcher es bemerkte, rief:

„Sire, ziehen Sie sich zurück; dort zielt ein Ungar auf Sie!"

Der König sah ruhig hin, hob den Stock und rief dem Panduren zu:

„Du, du!"

Dieser setzte sogleich ab, zog die Mütze und blieb in einer ehrfurchtsvollen Stellung bis der König fort war.

Der Frieden von Hubertusburg beendigte auch

diesen Krieg, der ihm für immer den entschiedensten Einfluß auf die deutschen und europäischen Angelegenheiten zusicherte.

Eine unheilbare Wassersucht beförderte den Tod des großen Königs. Er starb zu Sans-Souci am 17. Aug. 1786 im 75 Lebensjahre und hinterließ seinem Neffen Friedrich Wilhelm II. einen Schatz von mehr als 70 Millionen, ein Heer von 200,000 Mann, einen hohen Credit bei allen europäischen Mächten, und einen durch Bevölkerung, Gewerbfleiß und wissenschaftliche Bildung kräftig emporgehobenen Staat.

2) Ehwald Christian von Kleist.

Wer fühlte sich nicht angezogen von dem Namen eines Dichters, der die Deutschen mit einem Frühlinge und andern so vielen seelenvollen Liedern beschenkte. Obwohl in einer Zeit erschienen, in welcher so vieles Schöne der Vergessenheit zur Beute wurde, drangen sie dennoch durch, um noch eine, der Natur und edlen Einfalt holden Nachwelt zu erfreuen.

Kleist ward am 3. März 1715 zu Zeblin in Pommern geboren, und besuchte im 17. Jahre die Universität zu Königsberg, um daselbst die Rechte zu studiren. Hier gewann er die Liebe zu den

Wissenschaften, die ihn nachher vor so vielen Männern seines Standes stets ausgezeichnet hat; hier erwarb er sich auch seine ausgebreitete Kenntniß der alten Literatur, der Philosophie und der Rechte. Um sich Kenntniß der großen Welt zu verschaffen, reiste er zu seinen Anverwandten nach Dänemark die den schwermüthigen Dichter bald so lieb gewannen, daß sie ihn für immer an ihr Vaterland zu fesseln wünschten. Da seine Bemühungen daselbst um eine Civilstelle vergeblich waren, so wählte er auf Anrathen seiner Verwandten die militairische Laufbahn und wurde dänischer Offizier. Er verwechselte jedoch in kurzer Zeit den dänischen Dienst mit dem seines Vaterlandes, und trat, nachdem er Friedrich dem Großen vorgestellt war, als Lieutenant in das Regiment des Prinzen Heinrich.

Im Grunde scheint er jedoch nie wahre Neigung zum Soldatenstand, den ihn nur der Zufall wählen ließ, empfunden, auch sich nur durch die Vorstellung seiner Pflicht, und die Bewunderung seines großen Königs mit demselben versöhnt zu haben. Dieser Streit seines Schicksals mit den Wünschen seines Herzens, welche nur Ruhe beabsichtigten, verbunden mit einer unglücklichen Liebe, hat seinen Gedichten auch den Hauptcharakter der Schwermuth, die in ihnen herrscht, aufgedrückt. Als Mensch glänzte er durch alle Reize der Bescheidenheit und der reinsten Herzensgüte, daher man

an ihm auch die Talente eines Helden mit den sanfteren Tugenden eines Bürgers, — eines Freundes vereinigt sah.

Bekannt ist die Schlacht bei Kunnersdorf, wo im Laufe des siebenjährigen Krieges der große Friedrich gegen Rußlands eisenfeste Schaaren kämpfen mußte; von Neuem erweckte unter uns ihr Andenken, vorzüglich um des in jener Schlacht gefallenen Lieblings der Musen und Grazien willen, ein anderer Dichter und jenem verwandter Geist — Tiedge durch seine Elegie auf dem Schlachtfelde bei Kunnersdorf. Unser Kleist freute sich dieses Tages schon im voraus, gleich als ob ihm eine Ahndung sage, daß er an diesem Tage seinen Lieblingswunsch erreichen werde, für seinen König und sein Vaterland auf dem Felde der Ehre zu sterben. Den Tag vor der Schlacht und an dem Tage derselben, ehe das Gefecht begann, sah man ihn ganz besonders heiter, ja sogar lustig. In dem Gefechte selbst that er Wunder der Tapferkeit. Sein Bataillon, bei dem er als Major stand, nahm, vorzüglich durch seinen Muth befeuert, drei Batterien, und durch zwölf erhaltene Wunden konnte sein Feuer nicht geschwächt werden. Da er an der rechten Hand verwundet war, nahm er den Degen in die Linke, und stellte sich an die Spitze des Regiments, weil er sah, daß sein Commandeur nicht mehr im Stande sei, dasselbe zu führen. Er drang durch ein Ba-

taillon feindlicher Grenadiere mitten unter dem schrecklichsten Feuer bis zur vierten Batterie durch, da wurde ihm das Bein von drei Flintenkugeln zerschmettert. Er sank vom Pferde und suchte sich vergebens wieder aufzurichten, denn er verlor das Bewußtsein. Zwei Soldaten seines Regiments und des Regiments Prinz Heinrich trugen ihn so aus dem Getümmel. Ein Wundarzt untersuchte seine Wunde, erhielt aber, indem er den Verband anlegte, einen Schuß in den Leib; Kleist wollte ihm jetzt selbst helfen, allein der Mann war schon todt. Er blickte ihn seufzend an und vergaß sich selbst dabei.

Nach der Schlacht plünderten ihn die Kosacken, und warfen ihn nackend in einen Sumpf. Er sprach polnisch mit ihnen und das rettete ihm das Leben. Die Kosacken ließen ihn liegen, weil sie ihn für einen gebornen Polen hielten. In der Nacht fanden ihn einige russische Husaren. Sie wärmten ihn an einem Feuer, legten ihn an einem trockenen Orte aufs Stroh, setzten ihm einen Hut auf und bedeckten ihn mit einem Mantel, endlich gaben sie ihm Brod und Wasser. Sie mußten am folgenden Morgen weiter ziehen, und einer von ihnen bot ihm ein Stück Geld an. Kleist wollte diese Wohlthat nicht annehmen, weil sie ihm zu nichts helfen konnte, allein der Husar warf ihm das Geld zu und entfernte sich.

Man schaffte den sterbenden Helden endlich nach Frankfurt an der Oder, woselbst sich die Russen, die damals Meister von der Stadt waren, äußerst menschlich gegen diesen edlen und tapfern Feind betrugen. Er lebte indessen nicht lange mehr, sondern gab mit derselben Heiterkeit, die ihn durch sein ganzes schönes Leben begleitet hatte, seinen Geist auf. Die Russen veranstalteten ihm eine anständige Beerdigung, welcher alle in Frankfurt anwesenden russischen Offiziere und viele Einwohner aus allen Ständen beiwohnten, und mit allgemeiner Rührung der Leichenrede zuhörten, welche ihm gehalten wurde. Der Sarg wurde von 12 Grenadieren getragen; der Befehlshaber der Stadt, die Stabs- und viele andere Offiziere, welche zum Theil eigens von der Armee zur Stadt gekommen waren, folgten dem Sarge, der Rath, die Professoren und Studenten schlossen den Zug. Als man an dem Ort ankam, wo der Todte beigesetzt werden sollte, bemerkte man, daß der Degen vergessen worden war, der seinen Sarg hätte zieren sollen. Da nahm ein russischer Offizier den seinigen von der Seite, legte ihn auf den Sarg und sagte: „Ich kann nicht dulden, daß ein so tapferer Offizier ohne dieses Ehrenzeichen beerdigt werde.“

So hat sich Kleist im Tempel der Unsterblichkeit ein bleibendes Denkmal gesetzt.

Elegie

auf dem Schlachtfelde bei Kunnersdorf.

Nacht umfängt den Wald; von jenen Hügeln
Stieg der Tag ins Abendland hinab;
Blumen schlafen, und die Sterne spiegeln
In den Seen ihren Frieden ab!
Mich laßt hier in dieses Waldes Schauern,
Wo der Fichtenschatten mich verbirgt!
Hier soll einsam meine Seele trauern
Um die Menschheit, die der Wahn erwürgt'.
Drängt euch um mich her, ihr Fichtenbäume,
Hüllt mich ein, wie eine tiefe Gruft!
Seufzend, wie das Athmen schwerer Träume,
Weh' um mich die Stimme dieser Luft!
Hier, an dieses Hügels dunkler Spitze,
Schwebt, wie Geisterwandel, banges Graun;
Hier, hier will ich, vom bemoosten Sitze,
Jene Schädelstätten überschaun.

Dolche blinken dort im Mondenscheine,
Wo das Aerntefeld des Todes war;
Durcheinander liegen die Gebeine
Der Erschlag'nen um den Blutaltar.
Ruhig liegt, wie an der Brust des Freundes,
Hier ein Haupt, an Feindesbrust gelehnt;

Dort ein Arm vertraut am Arm des Feindes —
Nur das Leben haßt, der Tod versöhnt.
O, sie können sich nicht mehr verdammen,
Die hier ruh'n, sie ruhen Hand an Hand;
Ihre Seelen gingen ja zusammen,
Gingen über in ein Friedensland;
Haben gern einander dort erwiedert,
Was die Liebe gibt und Lieb erhält.
Nur der Sinn der Menschen, noch entbrüdert,
Weis't den Himmel weg aus dieser Welt.
Hin eilt dieses Leben, hin zum Ende,
Wo herüber die Cypresse hängt:
Darum reicht einander doch die Hände,
Eh' die Gruft euch an einander drängt!

Aber hier, um diese Menschentrümmer,
Hier, auf öder Wildniß, ruht ein Fluch;
Durch das Feld hin streckt sich Mondenschimmer,
Wie ein weites, weißes Leichentuch.
Dort das Dörfchen unter Weidenbäumen;
Seine Väter sah'n die grause Schlacht:
O, sie schlafen ruhig und verträumen
In den Gräbern jene Flammennacht!
Vor den Hütten, die der Asch' entstiegen,
Ragt der alte Kirchenthurm empor,
Hält in seinen narbenvollen Zügen
Seine Welt noch unsern Tagen vor.
Lodernd fiel um ihn das Dorf zusammen;

Aber ruhig, wie der große Sinn
Seiner Deutung, sah er auf die Flammen
Der umringenden Verwüstung hin.
Finster blickt er, von der Nacht umgrauet,
Und vom Mondesanblick halb erhellt,
Ueber diese Hügel und beschauet,
Wie ein dunkler Geist, das Leichenfeld.

Mag, o Lenz, dein Angesicht hier lächeln?
Jeder Windstoß, der den Wald bewegt,
Ist ein großer Seufzer, der das Röcheln
Der Gefall'nen durch die Wildniß trägt.
Diese Greisin, diese düstre Fichte,
Zeigt die Narben, die auch sie empfing,
Weis't dahin, wo blutig die Geschichte
Böser Zeiten ihr vorüberging.
Als hier wild die Waffendonner stürmten,
War sie noch mit Jugendkraft umlaubt,
Und, wie Hände der Natur, beschirmten
Ihre Schatten ein geweihtes Haupt.

Hier sah Friedrich seine Krieger fallen. —
Herrscher deiner Welt, du warst so groß;
Aber doch, das härteste von allen
War dein Loos, es war ein Königsloos!

Mann des Ruhmes! konnten alle Blüten
Jenes Kranzes, der dein Haupt umfing,
Konnt' ihn dir die Musenhuld vergüten,

Diesen Weg, der über Leichen ging?
Menschen fielen, gleich gemähten Aehren!
Ach, sie fielen dir, du großer Mann!
Da, da war es, als dein Herz in Zähren
Auf den blutbespritzten Lorbeer rann. —

Hier der See, und dort des Stromes Fluten
Spiegelten zurück das Todesschwert;
Dieser Himmel sah das Opfer bluten;
Dieser Hügel war ein Opferheerd;
Hier im Bach hat Menschenblut geflossen;
Wo der Halm im Monde zuckend nickt,
Hat vielleicht ein Auge, halb geschlossen,
Nach der Heimathgegend hingeblickt.
Da, wo die Cikad' im düstern Thale
Durch die Nacht der Ulmenwaldung tönt,
Da, da hat vielleicht zum letzten Male
Manches zarte Lebewohl gestöhnt.
Und der stille Wand'rer, welcher traurig
Sich dem Graun der Gegend überläßt,
Fühlt ein dumpfes Ahnen, das so schaurig
Ihm den Athemzug zusammenpresst.

War es Klang von einer fernen Quelle,
Was so dumpf zu meinem Herzen sprach?
Oder schwebt Geseufz' um jede Stelle,
Wo ein Herz, ein Herz voll Liebe, brach?
Ist es Wandel einer düstern Trauer,
Was am Sumpf dem Hagebusch entrauscht,

Und nun schweigt, und, wie ein dunkelgrauer
Nebelstreif, im Nachtgeflüster lauscht?
Wandelst du dort arme Mädchenseele,
Der die Wuth den holden Freund entriß?
Schattest du dort um die Todtenhöhle,
Durch das Nachtgrau'n deiner Finsterniß? —

Aber still! was flimmert durch die Zweige,
Wie ein weißer, schleierheller Geist?
Jeder rohe Laut der Wildniß schweige!
Diese Stell' ist heilig! hier fiel Kleist.
Wo den Raum die Ulmen überschleiern,
Sank der Frühlingssänger in den Staub.
Diese Stelle will ich heilig feiern;
Ach, und kann sie nur bestreuen mit Laub!
Rinnen laß hier eine Silberquelle!
Winde deinen sanftern Blumentag,
Holder Frühling, um die rauhe Stelle,
Wo dein edler Sänger blutend lag!
Hier, aus diesem wildernden Gesträuche,
Wo der deutsche Mann sein Blut verlor,
Hebe sich der Schatten einer Eiche,
Grün' ein zartes Myrthenreis empor!
Und im dunkelgrünen Eichenlaube
Girre, wenn der Lenz vorüber zieht,
Klagend eine silberweiße Taube
Noch dem Sänger Lalage's ihr Lied!
Aber in dem Myrthendunkel säume

Die Begeisterung einer Nachtigall;
Und die Waldluft schweb' um ihre Träume
Wie ein sanft gehaltner Wellenfall!
Leise schwebe sie durch's Laub des Strauches,
Das der Boden dieser Stelle trieb,
Wie der Nachhall eines Flötenhauches,
Der uns aus des Dichters Leben blieb!
Und im zarten Weiß der sanften Trauer
Nahe sich die Mondnacht diesem Raum;
Feiernd trete sie in seine Schauer,
Wie ein heiliger Erinnerungstraum!

Zwar den fernen Geist kann nichts erstatten;
Doch er schwand nicht ganz aus unserm Blick.
Der geweihte Mann wirft seinen Schatten
Dort noch aus Elysium zurück.
Viel der edlen Männer sind gefallen;
Aber, Kleist, dein Name tritt hervor,
Tritt hervor, und hebt, geweiht vor Allen,
Aus der Flut der Zeiten sich empor.
Hier fand mancher Jüngling, welcher muthig
Einen Namen sucht', ein stummes Grab;
Manche Hoffnung riß der Tod hier blutig
Vom Idol der goldnen Zukunft ab.

Sagt, was ist, was gilt ein Menschenleben,
Was die Menschheit vor dem Weltengeist,
Wenn der wilde Tod aus den Geweben

Ihres Daseins so die Fäden reißt?
Welche Fäden sind hier abgerissen!
Und was fällt, wenn nur ein Haupt zerfällt!
Hier stehen wir, und hinter Finsternissen
Steht der hohe Genius der Welt!

Stürme fahren aus dem Schooß der Stille,
Und die Zeit, mit Trümmern wüst umringt,
Zählt am Uferrand der Lebensfülle
Jeden Tropfen, den der Sand verschlingt.
Schwankend irren wir im finstern Sturme,
Wechseltod beherrscht die Finsterniß;
Er beraubt den Halm, und gibt dem Wurme,
Gibt dem Halm, was er dem Wurm entriß.

Luftig spielt das Laub des Ulmenbaumes
An den frischen Aesten um den Stamm;
Regt darin sich noch ein Rest des Traumes,
Der einmal in Nervensäften schwamm?
Jenen Kopf bewohnten einst Gedanken,
Stolz vielleicht und Dünkel seine Stirn;
Jetzt durchkriecht ein Nachtwurm ihn, und Ranken
Wilder Kräuter nähren sein Gehirn.
Dieser Staub am Wege hing um Seelen;
Wo ich trete, stäubt vielleicht ein Herz;
Gott! und hier aus diesen Augenhöhlen
Starrete zu dir hinauf der Schmerz.

Welch ein Anblick? — Hierher, Volksregierer!
Hier, bei dem verwitterten Gebein,
Schwöre, deinem Volk ein sanfter Führer,
Deiner Welt ein Friedensgott zu seyn!
Hier schau her, wenn dich nach Ruhme dürstet,
Zähle diese Schädel, Völkerhirt,
Vor dem Ernste, der dein Haupt, entfürstet,
In die Stille niederlegen wird!
Laß im Traum das Leben dich umwimmern,
Das hier unterging in starres Graun!
Ist es denn so reizend, sich mit Trümmern
In die Weltgeschichte einzubau'n?

Einen Lorbeerkranz verschmäh'n, ist edel!
Mehr als Heldenruhm ist Menschenglück!
Ein bekränztes Haupt wird auch zum Schädel,
Und der Lorbeerkranz zum Rasenstück!
Cäsar fiel an einem dunkeln Tage
Ab vom Leben, wie entstürmtes Laub;
Friedrich liegt im engen Sarkophage;
Alexander ist ein wenig Staub.
Klein ist nun der große Weltbestürmer,
Er verhallte, lauten Donnern gleich;
Längst schon theilten sich in ihn die Würmer,
Sowie die Satrapen in sein Reich.

Fließt das Leben auch aus einer Quelle,
Die durch hochbekränzte Tage rinnt:

Irgend wo erscheint die dunkle Stelle,
Wo das Leben stillesteht und sinnt.
Katharina's Lorbeerthaten zögen
Gern verhüllt den Lethestrom hinab;
Bess're retten ihre Gruft, und legen
Sanftre Kronen nieder auf ihr Grab.

Dort, dort unten, wo zur letzten Krümme,
Wie ein Strahl, der Lebensweg sich bricht,
Tönet eine feierliche Stimme,
Die dem Wand'rer dumpf entgegen spricht:
„Was nicht rein ist, wird in Nacht verschwinden,
Sterne werden aus dem Nebel gehn;
Zittern werden die bekränzten Sünden,
Und der Mensch wird vor der Wahrheit stehn."

VII.

Der letzte Bootsmann.

Eine Erzählung von J. Hall.

Ich schiffte mich vor einigen Jahren zu Pittsburg, am Bord des Dampfbootes, nach Cincinnati ein; mehr in der Absicht, mich von der Möglichkeit einer schnellen Rückreise stromaufwärts zu überzeugen, als um eines Geschäftes oder auch nur um einer Lustparthie willen.

An den Ufern des Ohio geboren, erinnerte ich mich aus früherer Zeit nur der Canoes der Indianer, welche ihre Ladungen von Häuten und Bärenfett jährlich nach Fort Pitt brachten. Später sah man das flache Boot von Kentucky, welches jedoch nur mit dem Strome fahren konnte; und nach einem Zwischenraume von mehreren Jahren wurden endlich das Kielboot auf dem Ohio und die Wasserpost auf dem Missisippi zu Gunsten des aufkeimenden Handels mit dem Westen eingeführt.

Zur Zeit meines Ausfluges nach Cincinnati hatte das Dampfschiff noch wenige Rückreisen nach Pittsburg gemacht; man zweifelte gewöhnlich an der Ausführbarkeit eines solchen Unternehmens. Der Geist war an die Umänderung der Dinge, die sich im Westen vorbereitete noch nicht gewöhnt. Selbst jetzt, da diese völlig zu Stande gekommen, blicken wir noch mit Erstaunen auf sie zurück.

Der rauhe Sohn unserer Wälder — der Mensch, der unter Allen am Wenigsten mit Sinn für das Schöne ausgestattet ist, und mit gedankenlosem Blick das reizendste Gemälde anstarren, mit Apathie die lieblichste Melodie hören würde — der sich gleichgültig von einem Werk des sinnreichsten Mechanismus wegwände, — wird über die Gewalt und Majestät des Dampfbootes, wie es, nur von eigener Kraft bewegt, auf den Wellen daher schwimmt, betroffen. Er harrt am Ufer, wo es vorbei muß, und folgt seinem schnellen, fast zauberähnlichem Lauf, mit stiller Bewunderung. Und wirklich haben uns die Dampfmaschinen in fünf Jahren zu einem Stand der Dinge geführt, für welchen, ohne sie zu erreichen, nach dem gewöhnlichen Gang der Begebenheiten, ein Jahrhundert nöthig gewesen wäre.

In der alten Welt wird ein denkender Reisender durch Ruinen und Monumente eines hingeschwundenen Glanzes, eines untergegangenen Ruh-

mes am Meisten in Anspruch genommen. Die zerbrochenen Säulen von Tadmor, die gestaltlosen Ueberreste von Babylon bieten endlosen Betrachtungen reichen Stoff.

Nicht so im westlichen Amerika. Hier sieht der Fremde mit Verwunderung die reißende Schnelligkeit, mit welcher Städte aus Wäldern emporsteigen, und die Barbarei sich vor der Kunst und höherer Sitte zurückzieht. Der Gedanke, welcher uns hier am Meisten interessirt, ist nicht wie das Land in früherer Zeit beschaffen gewesen sei, sondern was in Zukunft das Schicksal desselben seyn möge.

Während wir jedoch den heitern Schauplatz entlang fuhren, drang sich mir eine Betrachtung auf, welche die frohe Stimmung, in der ich mich befand, bedeutend minderte. Sie wurde durch den Anblick der Ruinen des einst glänzenden Landhauses Blenerhasset veranlaßt.

Ich hatte dort ein Paar glückliche Stunden verweilt, als es noch der Lieblingsplatz des feinen Geschmacks und der Gastfreundschaft war; als eine liebenswürdige und schöne Frau einen Zauber um dasselbe verbreitete, der es so anlockend, wenn auch nicht so gefährlich als die Insel Calypso's machte; als sein freigebiger und gebildeter Besitzer jeden Fremden, welcher einigen Anspruch auf Kunst oder Wissenschaft hatte, dort hin wie nach einer Heimath zog. Ich sah es dann später wieder unter unglück-

lichen Verhältnissen, als der Eigenthümer in einem Anfalle täuschender Speculationen von diesem irdischen Paradies geschieden war, um einem Abentheurer zu folgen. Eine Bande landstreichender Soldaten hatte Besitz von dem Hause genommen. Alles, was Kunst und Geschmack beigetragen, um dasselbe auszuschmücken, verschwand unter den Händen dieser Vandalen, und das schöne Gebäude, das an Majestät einem Palaste ähnlich gewesen war, und dessen Erbauung ein ganzes Vermögen gekostet hatte, wurde in Einer Nacht zu einem Bilde der Zerstörung umgewandelt. Die Kamine waren noch einige Jahre zu sehen, als einsames Denkmal ihres zum Thoren gewordenen Herrn, und deuteten dem Wanderer die Stelle an, wo einst der Tempel der Gastfreundschaft stand. Treibholz überdeckte die Lustgärten, und die massiven behauenen Steine, welche sonst die Säulen des Thorwegs bildeten, lagen in wilderer Zerstreuung umher, als die Trümmer einer ägyptischen Nekropolis.

Als wir Pittsburg verließen, war die Vegetation noch ziemlich zurück, aber wie wir den Strom mehr hinabkamen, machte sich ein Unterschied in dieser Beziehung bemerkbar, der aus der bloßen Differenz der Breite kaum hinlänglich erklärt werden konnte. Ich hatte das Nämliche schon auf frühern Reisen wahrgenommen, aber nie war es mir so auffallend geworden, als dies Mal.

Die alte Art, mit dem langsamen flachen Boot zu reisen, schien für jenen Wechsel der Jahreszeit die nöthige Dauer zu gewähren; jetzt aber brachten uns wenige Stunden unter einen ganz verschiedenen Himmelsstrich, Wir begegneten dem Frühlinge mit all' seinem lachenden Gefolge von Blumen und Wiesengrün, das eilig von Süden her uns nahte. Der Stechdorn, die Baumwollenstaude, der Maßholder hatten in diesen Gegenden bereits das prächtige Gewand des Sommers angethan. Tausend Abwechselungen des Blumenreichs breiteten einen lustigen Teppich über die üppigen Ufer des Stromes. Die dichten Wälder hallten von den Tönen des Flügelvolkes wieder, indem jeder Sänger sich anstrengte, es seinem Nachbar, wenn nicht an Melodie, wenigstens an Lärm zuvorzu thun. Immerhin hatten wir zwar die Region der Papageien noch nicht erreicht, aber der helle Pfiff des Cardinals wurde bereits aus jedem Busche gehört, und der Katzenvogel suchte mit seinem gewöhnlichen Eifer der Kraft des höher begabten Spottvogels gleich zu kommen.

Nach wenig Stunden gelangten wir zu einer jener Untiefen, die man unter dem Namen: „holzige Plätze" kennt. Sie lag unmittelbar über Letarts Fall. Unser Boot, dem Treibrade des Steuermannes gehorsam, machte eine anmuthige Beugung gegen die über dem Fall gelegene Insel,

welche es umkreiste, indem es sich so dem Holze näherte. Wie das dumpfe Brüllen des gejagten Tigers prallte der Ton des ausziehenden Dampfes von Wald und Hügel zurück, als wir dem Ufer nahe kamen. Die Wurzel eines unter dem Wasser verborgenen Baumes hinderte das Fahrzeug, sich dem Gestade so weit als nöthig zu nähern, und es bedurfte der Stangen, um eine andere Lage zu gewinnen.

„Zurück! ihr da drüben, und anders angefangen!“ rief eine Stimme vom Ufer her. „Werft die Hacken weit aus und zieht an, oder ihr lauft auf einen Buckel!“

Dies war eine Sprache, welche wir auf dem Ohio längst kannten, eine Probe vom Dialekt der Kielbootsmänner. Der Sprecher ward alsbald von einem Dutzend Stimmen auf dem Verdecke begrüßt, und ich erblickte in ihm einen alten Bekannten, der mir von meinen Knabenjahren her gar wohl erinnerlich war. Er stand ruhig an eine große Buche gelehnt, und indem er mit dem linken Arm nachläßig eine Flinte an die Seite drückte, stellte er eine Figur dar, welche Salvator Rosa unter Tausenden als Vorwurf für seinen wilden Pinsel ausgewählt haben würde. Die Größe des Mannes war nahe an sechs Fuß, alle Körperverhältnisse vollkommen harmonisch und auf herkulische Körperkräfte deutend. Ein Fremder hätte ihn un-

bedingt für einen Mulatten genommen, so sehr hatten Sonne und Unwetter seine Hautfarbe umgeändert; und wäre die feine europäische Linie in seiner Haltung nicht gewesen, so konnte er leicht für den Kriegshäuptling irgend eines mächtigen Stammes gelten. Obwohl wenigstens fünfzig Jahre alt, war sein Haar schwarz wie Rabenfedern. Auf dem Leibe hatte er ein roth flanellenes Hemd, über welchem ein blauer mit weißen Franzen verzierter Mantel hing. An den Füßen trug er Halbstiefel, und ein breiter lederner Gurt, an welchem ein großes Messer in einer Scheide angehängt war, umschloß seine Lenden.

Sobald das Dampfboot still hielt, sprangen die Reisenden aus der Kajüte an's Land. Als ich eben das Ufer hinanstieg, kam mir die beschriebene Gestalt entgegen und bot mir die Hand.

„Wie steht's, Mike?" sagte ich.

„Wie geht's?" erwiederte der Bootsmann, indem er mir die Hand mit einem Drucke zusammenpreßte, den ich nur der Gewalt einer Schmiedezange vergleichen kann. „Freut mich, Euch zu sehen!" fuhr er in seiner abgebrochenen Weise fort. „Ich gehe nach einem Zinntopfschießen, um ein Maaß frei! Und Ihr sollt Richter seyn."

Ich verstand Mike mit Einem Mal, und würde bei jeder andern Gelegenheit Einspruch gethan, und die schwierige Richterstelle über Schützenkunst von

mir abgewendet haben. Aber ich war von ein Paar Engländern begleitet, welche die große Tour machten, und auf der Post durch die vereinigten Staaten reisten, um ein Buch von Bemerkungen über unsere Sitten und Gebräuche anzufertigen. Auch befanden sich unter den Reisenden einige Bewohner Philadelphia's und Baltimore's, die sich nicht denken konnten, was Chesnut- oder Howard-Street gleich käme, und ihr hohes Mißfallen zu erkennen gaben, daß sie nicht in jedem Dorfe Trüffeln und Austern aufzutreiben vermochten. Mein Nationalstolz war angeregt, und ich beschloß ihnen eine Gelegenheit zu geben, einen Löwen des Westens, denn dieses war Mike unbestreitbar, in seiner ganzen Glorie zu sehen.

Micke, gefolgt von mehreren seiner Bekannten, ging uns zu einer Gruppe Buchen, nicht weit vom Landungsplatze, voraus. Ich lud meine Reisegefährten ein, das Schauspiel mit anzusehen.

Als wir an der besagten Stelle ankamen, zog eben ein breiter, stierhäuptiger Bootsmann, in ein Jagdhemd gekleidet, aber baarfuß — in welchem ich einen jüngern Bruder Mike's erkannte — eine Linie mit seiner Zehe. Nachdem er etwa 60 Fuß fortgeschritten war, wandte er sich um, kehrte das Gesicht gerade gegen seinen Bruder, nahm einen zinnernen Becher, der an seinem Gürtel hing, und stellte ihn sich auf den Kopf. Obwohl ich die

Scene vorausgewußt, war mir doch, ich gesteh' es, während dieses stillen Vorspiels nicht wohl zu Muthe. Aber ich hatte nicht viel Zeit, mich in Gedanken zu verlieren, denn jener rief laut:

„Voran, Mike! Mach', daß wir die Maaß bald haben!" Meine Reisegenossen schienen, sobald sie nur von dem ersten Erstaunen sich erholt hatten, die Sache verhindern zu wollen. Aber Micke zog den linken Fuß zurück, und legte die Flinte auf den Kopf seines Bruders an. In dieser wagerechten Stellung blieb das Gewehr mehrere Sekunden so unbeweglich, als schlüge kein Puls in dem Arm, der es festhielt.

„Hebe dein Rohr etwas niederer, Mike! oder du wirst die Zeche bezahlen müssen!" rief der unerschreckbare Bruder.

Ich weiß nicht, ob der Rath befolgt wurde; aber in demselben Augenblick tönte der Knall der Flinte gellend wieder, und der Becher flog dreißig bis vierzig Ellen fort.

Ein Schrei des Erstaunens erhob sich unter den Fremden, welche sich vordrängten, und wetteifernd zu sehen bemühten, ob der tollkühne Bootsmann wirklich unbeschädigt sei. Er blieb so bewegungslos, als ein Mann von Stein. Nicht einmal geblinzt hatte er, als die Kugel den Becher, zwei Zoll hoch über seinem Schädel, durchfuhr.

„Mike hat gewonnen!" rief ich; und meine

Entscheidung war das Signal, welches nach Schützengebrauch Jenem erlaubte seine Stellung zu verlassen. Die Bootsleute schienen von der Sache nicht mehr in Anspruch genommen, als hätte es sich um eine ganz gewöhnliche Wette gehandelt; so bald mein Urtheil ausgesprochen war, liefen sie zu ihrem Fahrzeug zurück, indem sie mich und meine Freunde einluden, Theil am Gelage zu nehmen. Wir lehnten dies ab, und sagten den gedankenlosen Burschen Lebewohl.

Wenige Minuten nachher sahen wir ihr Boot im Strome wirbeln. Mike's riesenhafte Gestalt, wie er das Steuerruder lenkte, die Andern vorn an der Kajüte Platz nehmend, welche beinahe die ganze Länge des Schiffchens überdeckt, und Handelswaaren von der größten Kostbarkeit enthielt. Beim Abstoßen ließen sie das wilde Geschrei der Indianer ertönen, worauf sie in eine Art unzusammenhängenden Rundgesang ausbrachen, der also begann:

Wacker an's Ruder von Buchenholz!
Wir kommen nicht vom Flecke,
Den Weg hinab nach Shawnertown
Ist's eine weite Strecke.

In ein Paar Augenblicken kam das Boot in den Leterts-Fall, und verschwand hinter demselben mit der Schnelligkeit eines arabischen Renners.

Unsere Reisenden kehrten zu dem Dampfschiff zurück, in Betrachtung über das eben Gesehene verloren; und kein Zweifel, daß die Geschichte tausendmal erzählt worden ist, mit allen Erweiterungen und Beisätzen, die einem Mann, der seine Tour gemacht hat, nöthig dünken.

Mike Fink kann als der vollkommenste Repräsentant einer Menschenklasse gelten, die jetzt verschwunden ist, vormals aber eine so ausgesprochene Eigenthümlichkeit hatte, als nur immer die Zigeuner in England, oder die Lazzaroni in Neapel. Die Zeit ihrer Existenz erstreckte sich nicht über das Drittheil eines Jahrhunderts. Sie begann mit der Einführung des Handels auf den Gewässern des Westens, und endigte mit dem um sich greifenden Gebrauch der Dampfboote.

Es liegt etwas Unerklärbares in der Thatsache, daß es Menschen gab, die für gewöhnlichen Lohn die geordnete und ruhige Beschäftigung mit dem Ackerbau liegen ließen, um eine Lebensart zu ergreifen, die sich vor allen andern durch die größten Fährlichkeiten und Entbehrungen auszeichnete.

Der Beruf eines solchen Bootsmanns schien auf Zerstörung der Gesundheit, auf Abkürzung des Lebens ordentlich wie berechnet. Fuhren sie stromaufwärts, so war die Reise eine ununterbrochene Kette von Mühsalen, welche durch den schneckenähnlichen Lauf, worin sie fortrückten, noch peinlicher

wurde. Man stieß das Boot mit gegen die Schultern gestemmten Stangen fort; eine Verfahrungsart, wobei die ganze Kraft und Geschicklichkeit des Menschen in Anwendung kam; und wirklich, wenn die Bootsmänner auf dem zu entgleiten strebenden Schiffchen arbeiteten, und mit den Köpfen beinahe den Boden berührten, wurde der Zuschauer an den Stier erinnert, der sich vor einem überladenen Karren hin und her müht. Die Körper, um der leichtern Bewegung willen, troß der vom Fluß aufsteigenden Kühle bis an die Lenden entblößt, waren der Gluth des Sommers und dem Regen des Herbstes ausgesetzt. Nach des Tages harter Mühe nahmen sie ihr „Volles" d. h. ihre Ration Branntwein; und hatten sie ein armseliges Abendmahl von halb verbranntem Fleisch und halb gebackenem Brod hinabgeschlungen, so warfen sie sich, ohne irgend eine Hülle, auf's Verdeck, und schliefen, bis des Steuermanns Ruf sie zum Morgenschnäpschen einlud.

Nichts desto weniger bot das Leben eines Bootsmanns so unwiderstehliche Reize, als nur immer durch die glänzendsten Illusionen der Schaubühne hervorgezaubert werden können. Söhne verließen die sichern Pachthöfe ihrer Väter, und Lehrjungen entflohen aus dem Dienst ihrer Meister. Es lag etwas Verlockendes in dem Gedanken: „den Fluß durch zu machen;" und der angehende Bootsmann, der zum erstenmal eine Ladung von Neu-Orleans

weggeschafft hatte, fühlte den ganzen Stolz eines jungen Kaufmanns, welcher von der ersten Reise nach einem englischen Seehafen zurückkommt. Durch ein enges Zusammenhalten hatten sie eine Art von eigenthümlichen Jargon gebildet; und durch die beständigen Neckereien mit den „Landhockern" und der Mannschaft auf andern Booten gewannen sie eine Fertigkeit und einen Witz in Scheltworten, der höchst ergötzlich anzuhören war.

Diese häufigen Kämpfe, in welche sie mit den Bootsleuten aus andern Gegenden des Flusses und mit den weniger civilisirten Bewohnern des untern Ohio und des Missisippi verwickelt wurden, verlieh ihnen jenen kriegerischen Ruhm, welcher sie selbst in Europa bekannt machte.

Den also benannten Booten vertrauten unsere Kaufleute kostbare Ladungen an, ohne Versicherung, und gegen keine andere Garantie, als den Empfangschein des Steuermanns, der kein Eigenthum hatte, als sein Fahrzeug; aber nur selten wurde dieses Vertrauen mißbraucht.

Unter diesen Menschen galt Mike Fink viele Jahre hindurch als ein anerkannter Führer. Von der Natur mit den Geisteseigenschaften begabt, die ihrem Besitzer Gewicht verschaffen, würde er ein angesehenes Mitglied jeder Gesellschaft geworden seyn, unter welche sein Loos ihn geworfen hätte. Bei einer Gestalt, welche das Ebenmaaß eines Apolls

mit den Gliedern eines Herkules vereinigte, besaß er riesenhafte Kräfte, und von einem frühen Alter an gewöhnt, alle Gefahren eines Grenzbewohners zu bestehen, zeichnete er sich durch die verwegenste Kühnheit aus. Jeder Pächter am Ohio suchte sich auf gutem Fuß mit Mike zu stellen, sonst gab es keine Sicherheit für seinen Hof. Oft unternahm dieser bei Nacht, wenn seine ermatteten Gefährten schliefen, einen Nebenzug von 5 bis 6 Meilen in der Runde, und kehrte vor Tages-Anbruch mit Beute beladen zurück. Am Ohio war er bei seinen Genossen unter dem Namen „Schnapptaube" bekannt; am Mississippi hieß er „die Schnecke."

Schon in einem Alter von siebenzehn Jahren beurkundete sich Mike's Charakter, indem er sich unter die Scouts aufnehmen ließ, ein irreguläres Jägerkorps, das an der nordwestlichen Grenze von Pensilvanien gebraucht wurde, die Indianer zu bewachen, und von jedem versuchten Einfall derselben alsobald Nachricht zu geben.

Um diese Zeit lag Pittsburg an der äußersten Grenze der weißen Bewohner, und die Jäger dehnten ihre Streifereien gewöhnlich auf 40 bis 50 Meilen nach dem Westen zu aus. Sie gingen immer einzeln, lebten nach Art der Indianer, und wurden wirklich in jeder Beziehung, nach Gewohnheiten, Geschmack und Gefühl vollkommen Eins mit den rothen Männern der Wildniß.

Dabei aber ward ein fortwährender Grenzkrieg unterhalten, und der Jäger sah es für eben so ehrenvoll an, die Hirnschale eines Shawnee mit nach Hause zu bringen, als die Haut eines Panthers. Sie blieben ganze Wochen in den Wäldern, indem sie geröstetes Korn statt des Brods genoßen, die Flinte aber für den Bedarf an Fleisch gutstehen mußte — und schliefen des Nachts ruhig in ihre wollene Decke gehüllt.

Unter dieser Schaar gelangte Mike, obwohl kaum den Kinderjahren entrückt, zu einem Ruf von Kühnheit und List, welcher das Ansehen, worin seine sämmtlichen Kameraden standen, noch weit übertraf. Tausend Sagen zeugen von der Unerschrockenheit seiner Seele, besonders prägte sich eine derselben, die er selbst mit Stolz erzählte, meinem damals jugendlichen Gedächtniß unverlöschbar ein.

Er war draußen auf den Hügeln von Mahoning, als er, um mich seiner eigenen Worte zu bedienen, „Spuren sah, daß Indianer um den Weg seyn müßten.“

Er bemerkte nämlich den frischen Eindruck eines Halbstiefels im Grase, und fand Tropfen eben vergossenen Thierblutes im Gebüsche. Er war auf seiner Hut, hielt sich längere Zeit im tiefsten Dickicht der Haselstauden und Brombeeren verborgen, und schoß mehrere Tage hindurch die Flinte nicht ab. Hiebei nährte er sich kümmerlich von geröstetem Korn, und

von geklopftem Fleisch, welches er sich schon bei seinem Eintritt in den Wald zubereitet hatte. Er machte bei den Behörden keine Anzeige, weil er mit völliger Gewißheit unterschied, daß die Feinde nur aus einer kleinen Jagdpartie bestanden, welche von den Alleghany's zurückkehrte.

Als er eines Morgens mit dem leisen Tritt einer Katze umherschlich, erblickte er einen schönen Rehbock, welcher etwa 600 Fuß von ihm entfernt, die jungen Sprossen abweidete.

Die Versuchung war zu stark für den Waidmann, er beschloß auf jede Gefahr hin einen Schuß zu thun. In größter Stille näherte er sich; aber im Augenblicke, wo er den Fleck erreichte, von welchem aus er seiner Beute gewiß zu seyn glaubte, ward er einen großen Wilden gewahr, der in gleicher Absicht mit ihm, von einer andern Seite herkam.

Mike schlüpfte mit der Schnelligkeit eines Gedankens hinter einen Baum, und harrte den Blick fest auf den Jäger geheftet, geduldig des Ausgangs.

Nach wenigen Minuten hielt der Indianer in einer Entfernung von 50 Schritten, und legte auf das Thier an.

Unterdessen hatte Mike sein Gewehr auf den Wilden gerichtet, und im nämlichen Moment wo der Rauch aus der Flinte des Letztern hervordrang, flog Finks Kugel durch die Brust des rothen Mannes. Er stieß einen Schrei aus, und stürzte zugleich

mit dem Bock todt nieder. Mike lud seine Flinte von neuem, und blieb noch einige Minuten in seinem Dickicht, um abzuwarten, ob etwa noch mehrere Feinde vorhanden wären. Dann nahte er dem gefallenen Wilden, und nachdem er sich versichert hatte, daß kein Leben mehr da sei, wandte er sich zu dem Bock, und schnitt diejenigen Stücke aus, welche am Leichtesten weich zu schlagen waren.

Unterdessen füllte sich die Gegend nach und nach mit weißen Bewohnern, und innerhalb weniger Jahre zogen sich die rothen Menschen beinahe sämmtlich gegen die Seen und an den Missisippi zurück.

Die Scouts wurden nun aufgelöst, hatten aber Sitten angenommen, welche sie untauglich für die civilisirte Gesellschaft machten. Einige gingen zu den Indianern; andere, aus eben dieser Vorliebe für ihre gewohnte herumziehende Lebensart, gesellten sich zu den Bootsleuten, welche damals gerade anfingen, zu einer eigenthümlichen Klasse sich auszubilden. Zu letzteren gehörte unser Held, dessen Talente sich bald kund gaben; und viele Jahre lang war Mike Fink so gefeiert auf den Strömen des Westens, als er es in den Wäldern gewesen.

Ich theilte meinem Reisegefährten die voranstehende Erzählung mit, als wir bei Mondenlicht auf dem Verdeck saßen und den herrlichen Wasser-

spiegel zwischen Letart und dem großen Kanhawa eilig durchschnitten.

Es war eine von den schönen Nächten, welche jeden Gegenstand in hinlänglichem Licht sehen lassen, um Gefahr zu vermeiden, und dennoch eine gewisse Illusion erschaffen, die der Phantasie freien Spielraum gibt.

Die Begrenzung der Uferhügel verlor ihre Härten gänzlich, und das ferne Bellen des Haushunds vom Ufer her, das ruhige Geplätscher der einsamen Tauch-Ente, vermehrten den Eindruck des stillen Schauspiels. Unter seinem Zauber flogen die Stunden der Nacht rasch vorbei, jedem Moment eine neue Scene für unsere Reisende gewährend, gleich dem muthwilligen Wechsel des Kalleidoscops.

Am folgenden Nachmittag langten wir bei der schönen Stadt Cincinnati an, welche im Lauf von dreißig Jahren sich von einer Reihe Soldaten-Hütten zu einem Glanz erhoben hat, der sie mit jedem Handelsplatz am Meeresufer bald in Eine Linie stellen wird. —

Einige Jahre nach der Zeit meines Besuches in Cincinnati riefen mich Geschäfte nach Neu-Orleans.

Am Bord des Dampfbootes, worauf ich mich zu Louisville einschiffte, fand ich in dem Piloten einen von den Männern, die vormals Patrone oder Führer der Kielboote gewesen waren.

Ich ließ mich mit ihm in ein Gespräch über seine ehemaligen Berufsgenossen ein.

„Sie sind nach allen Gegenden zerstreut," sagte er. „Einige Wenige, die Kenntniß genug besaßen, sind Piloten auf Dampfschiffen geworden. Viele haben sich zu den Händlern geschlagen, welche über die Felsengebirge gehen; Einige haben sich als Pächter gesetzt."

„Was ist," fragte ich, „aus meinem alten Freund Mike Finke geworden?"

„Mike wurde mit den Waffen in der Hand getödtet," erwiederte der Pilot. „Er hatte mehrere annehmliche Vorschläge auf Dampfboote zurückgewiesen. Er sagte, er könne das Zischen des Dampfes nicht leiden und müsse Raum zur Stange haben. Er ging nach Missuri, und schoß etwa ein Jahr darauf nach dem Zinnbecher, hatte aber sein Korn zu hoch genommen. Dann richtete er zu niedrig, und traf seinen Gegenpart durch den Kopf. Ein Freund des Gefallenen, der vermuthete, es sei nicht ehrlich hergegangen, schoß Mike durchs Herz, eh' dieser Zeit hatte, wieder zu laden."

Mit Mike Fink erlosch der Geist der Bootsmänner.

VIII.

Eine Scene auf der Höhe des Bermudas.

Der Abend war düster und regnerisch, und das Wetter so stürmisch, daß der Lieutenant von der Wache den Mastwächter auf das Verdeck rief. Er stieg eben herab, im Begriffe etwas von der großen Stange mitzunehmen, das er beim Hinaufsteigen dort zurück gelassen hatte, als er noch rief: „ein Segel auf der Luf!“ —

„Was für eins?“

„Kann's noch nicht sagen, Herr, es ist mitten im Nebel.“ —

„Bleib noch ein wenig, wo du bist! Jenkins, geschwind nach der Vormastraa, und sieh, was du daraus machst!“

„Der Marsgast stieg hinauf, und bald rief er wieder: „es ist ein Schiff, Herr, auf demselben

Gange mit uns — das Wetter klärt sich auf, jetzt kann ich's sehen."

Wir hatten seit Mittag manche heftige Stöße auszuhalten. Einer war so stark, daß er die Mündung der Leekanonen auf dem Mitteldeck beinahe in die See begrub; und doch hatten wir blos das Hauptbram-Segel dicht gerefft, und das gereffte Fack-Segel aufgesetzt. Der Wind tobte jetzt ungestüm und das Schiff flog pfeilschnell dahin; als der Nebelschleier, welcher den ganzen Tag windwärts gehangen, mit einem Male riß, und die rothen Sonnenstrahlen unter einem hohen Bogen glühender Wolken hervor den schwarzen Rumpf und die ragenden Seiten der brittischen Sloop Torch überflammten.

Wir waren nicht die einzigen Beschauer des düstern Glanzes; ganz in dem Striche der mondscheinähnlichen Sonnenstrahlen, welche eben halb in die See versanken, in dem Abstand einer halben Stunde, lag ein langes, kriegerisch aussehendes Schiff, nach Allem zu schließen eine Fregatte oder schwere Korvette, welche mit ihren Masten, Stangen und dem kleinen Segel, das sie angesetzt, gegen den verklärten Himmel sich deutlich hervorhebend, schweigsam aber eilig auf uns zugeschwommen kam.

Jenkins rief von der Fokraa: „das fremde Schiff hält auf uns ab, Herr!" Kaum hatte er gesprochen, als ein Blitz zuckte, und ein matter Knall,

wie ein Echo, nebst dem Schwirren einer Kugel vernommen ward. Sie schlug unweit vor uns nieder.

Splinter, der erste Lieutenant, fuhr von der Kanone auf, rief: „Schiemann, an meinen Platz!" und sprang nach der Kajüte, um zu berichten.

Kapitain Deadeye, ein steifer, glasäugiger Veteran, der bei Abukir mitgefochten, in altmodischem breitbetreßtem Rocke mit langer Taille und aufrechtem Kragen, in weiland weißen Kasimirhosen und langen Stiefeln — ein wahres See-Ungeheuer — aber wenn es galt, so treu wie Stahl und so flink wie eine Katze — Kapitain Deadeye sprang auf den Bericht des Lieutenants im Hui nach der Leiter, indem er seinen Stürzbecher dem Seckelmeister, der mit ihm gespeist hatte, in den Schoos warf, und die Pfeife bis an den Kopf in den Rachen stieß.

„Wilson," (zum Stewart) „mein Glas!"

„Wir haben's vor der Nase, Kapitain," rief Tremail, der zweite Lieutenant, der in den Wetternetzen auf Recognoscirung lag „brauchen keine Brille dazu."

Nachdem der Kapitain lange spekulirt hatte, befahl er eine Luftkanone zu richten, und da es zu finster wurde, um eine Flagge zu unterscheiden, drei Laternen in Bereitschaft zu halten, um sie in das Tackelwerk aufzuziehen.

„Ist Alles fertig?“

„Alles fertig, Sir!“

„So nimm die Lichter weg, und Feuer!“

Unser Nachbar nahm von unserem Signale nicht Notiz, sondern setzte ein Reff von dem Marssegel bei und steuerte uns rasch auf den Leib.

Der gute Kapitain hatte das Schiff für einen unserer Kreuzer genommen und wollte in bester Form signalisiren; wir Anderen aber waren der Meinung, lieber mit vollen Segeln auf und davon zu fahren, als über diese altmodischen Ziererеien eine Schlappe davon zu tragen. Der alte Herr aber hatte sein Lebtag nur auf Linienschiffen oder schweren Fregatten gedient und war von der Räthlichkeit eines zeitigen Rückzuges nicht leicht zu überführen. Da legte der Feind plötzlich um und wies uns die Zähne; auf einer Seite des Unterdecks hatte er fünfzehn Stückpforten und ein gut Theil Caronnaden auf dem Halbverdeck und dem Vorder-Castell; indeß wir an den kurzen, niedrigen Masten, dem weißen Segelwerk und der ungeheuern Tiefe ihrer Marssegel sogleich eine amerikanische Fregatte erkannten, und eben so gewiß waren, daß sie uns mit einer gehörigen Reihe Vierundzwanzigpfündner unter ihre Lee genommen hatte. Um auch den Ungläubigsten zu überzeugen, blitzten mit einem Male drei Flammenstrahlen in einem weißen Rauch von ihrem Hauptverdecke. Dem Knalle folgte ein

furchtbares Gekrach und ein Splitterregen von unserem Fokraa.

Wir hatten es mit einem schlimmen Kunden zu thun. — Der arme Jenkins rief einem Landsmann, der bei der Kanone stand, welche gefeuert hatte: „O Herr, wir sind scharf blessirt.“ Der Offizier vermochte auch bei dem steigenden Ernste des Augenblicks seine Scherzlust nicht zu bezwingen, und fragte: „Wer von euch, Junge? Du oder die Raa?“ — „Wir Beide, Ew. Gnaden, aber die Raa noch am Schlimmsten.“ — „Der Teufel, so komm' herunter, oder geh' in den Mastkorb, ich lasse sogleich nach dir sehen!“ Der arme Schelm kroch, wie ihm befohlen war, von der Raa in den Vormars, und wurde nach dem Scharmützel, furchtbar durch einen Splitter auf der Brust verwundet, daselbst gefunden.

Freund Jonathan hatte für die kleine Sloop von achtzehn Kanonen unter seiner Lee nicht übel präludirt; wir sollten aber nicht so leichten Kaufes davon kommen; obgleich es auch nach Deadeye's Taktik hohe Zeit war, Reißaus zu nehmen. „Alle Segel aufgezogen, Splinter! das Ding wird zu bunt für uns. Kelson (zum Zimmermann) hinauf! seht ob die Vorjölle noch hält. Vorwärts (zum Steuermann) Splinter, die Reffe herab, das Vormarssegel und die Bramsegel aufgesetzt! — An die Schote, daß Alles gleich angeholt wird, wenn der Wind einschießt!“

In wenigen Minuten war Alles bereit, der Wind räumte, aber Niemand konnte sagen, wie lange die beschädigte Fokraa das Gewicht und den Zug des Segelwerks tragen würde. Um unsern Zweifel zu lösen, fuhr Freund Jonathan mit frischem Winde und vollen Segeln herbei. An ein Entkommen war fast nicht mehr zu denken.

„Die Backbordkanonen gerichtet!" Erstaunt sprang ich auf's Verdeck. Wer konnte dies befohlen haben? Es war der vollste Wahnsinn, dicht vor der Mündung der Kanonen des Feindes sich zur Wehre zu setzen, der uns mit der Hälfte seiner Batterieseite in den Grund bohren konnte. Doch der Kapitän hatte es befohlen, es galt keine Widerrede.

Plötzlich vernahm ich mitten durch das Pfeifen des Windes das Knarren der Caronnaden und das Rasseln der langen Zwölfpfündergestelle in dem Schiffsraum, und die Theermänner sprangen und tanzten, als die Kanonen geladen und zugerichtet wurden. In wenigen Minuten war außer dem Getöse des durch die Wellen streichenden Schiffs und dem durch das Tackelwerk pfeifenden Winde Alles wieder verstummt. Die Mannschaft stand, die Säbel umgeschnallt, ohne Jacken und Kamisole, viele in den bloßen Schifferhosen, auf ihre Posten gruppirt. „Jetzt, Freunde, gut gezielt, unser Heil hängt davon ab, daß wir ihm die Fügel beschneiden. Ich wieg' jetzt das Schiff, und wenn ihr

die Kanonen gegenüber habt, so gebt ihm Eines in die Backen. — Ruder an Backbord, Freund, bring uns in den Wind!" Wie wir uns umlegten, flammten unsere Caronnaden und langen Kanonen der Reihe nach mit dem besten Willen und Ziele auf, und herabstürzte sein Vormarssegel am Togmast mit allen Spieren und Kardeelen, die Spitze des Togmasts war weggeschossen. Die Leute erhoben instinktmäßig ein Jubelgeschrei: „Das wird's thun, jetzt auf und davon, Kinder jetzt alle Segel auf!"

Jonathan war im Augenblicke über unsere Unverschämtheit ganz verblüfft, als wir eben vor den Wind kamen, wiegte er, und gab uns — eine volle Ladung von seiner Batterieseite, die uns auch furchtbar zurichtete. Vor einer halben Stunde waren wir noch die lustigste Sloop, die auf den Wogen tanzte, mit 120 der schmuckesten Bursche, die nur je ein brittisches Schifflein bemannten. Der Eisenschauer brach herein. Zehn von hundert und zwanzig sahen die Sonne nicht mehr aufgehen; siebenzehn waren verwundet, drei auf den Tod, wir hatten acht Schüsse zwischen Wind und Wasser, der große Mars war wie eine Rübe weggeputzt, unser Rumpf und Takelwerk furchtbar zu Schanden gerichtet. Eine zweite Batterieseite folgte, doch wir waren, Dank dem Verluste unseres Hintersegels, vor den Wind gekommen, und was noch

glücklicher war, während der Verlust die Fregatte auf die eine Seite warf, brachte der Verlust ihres Vordersegels sie eben so schnell an den Wind mit der andern Seite; so fielen ihre meisten Schüsse hinter uns nieder, und ehe sie wieder auf uns abhalten konnte, faßte sie ein Windstoß, und warf ihre große Stange über Bord.

Dies gab uns einen Vorsprung, so verkrüppelt und zu Schanden gerichtet wir auch waren; und als die Nacht einbrach, suchten wir unserm Riesen-Nachbar aus dem Gesichte zu kommen. Mit athemloser Angst fuhren wir die Nacht hindurch, indem wir bei jedem Windstoße befürchteten, er möchte unsern noch übrigen Topmast über Bord nehmen; aber der Wind legte sich und am nächsten Morgen schien die Sonne auf unser blutbeflecktes Verdeck, wie wir am Eingange in den St. Georgshafen vor Anker lagen.

IX.

Rio-Janeiro.

Von Otto von Kotzebue.

Am Morgen des 1. Novembers 1823, nach Julianischem Kalender, nach welchem bei dieser Reise immer gerechnet ward, also an einem Frühlingsmorgen, denn wir befanden uns auf der südlichen Hemisphäre, erblickten wir das Cap Frio, und an demselben Abend unterschieden wir schon deutlich die durch einen zuckerhutförmigen Berg sehr kenntliche Einfahrt der Bucht Rio-Janeiro. Eine Windstille raubte uns das Vergnügen, noch an demselben Abend in den Hafen einzulaufen, an dessen Mündung wir gezwungen waren, die Anker fallen zu lassen, aber unsere Umgebungen waren hier so reizend, daß wir in ihrem Anschauen Ersatz fanden.

Die wunderherrliche Natur Brasiliens ist von Vielen geschildert worden, doch hat wohl noch kein

Ausdruck den Zauber ihrer Schönheit, Pracht und Anmuth erreicht. Es bleibt nur der Phantasie überlassen, sich ein Bild dieser malerischen Landschaften zu entwerfen, dieser üppigen, riesenhaften Vegetation, die in der mannigfachsten Gestaltung, in der Pracht und lieblichen Abstufung ihrer Farben, die Thäler sowie die Berge, vom Meeresufer bis zur Spitze dicht zusammengedrängt bedeckt.

Ein erquickender Landwind führte uns die angenehmsten Wohlgerüche und eine Menge schöner Schmetterlinge und Insekten zu. Vögel, wie nur die Tropenländer sie hervorbringen, umschwebten uns. Alles zeigt, daß die Natur dieses Land vorzugsweise zum frohen Lebensgenuß und zum Glück ihrer Geschöpfe bestimmt hat. Nur dem Negersclaven wird bei seiner schweren Arbeit, unter der Peitsche seines Tyrannen, dieser Himmel zu einer Hölle.

Ein empörender Contrast mit dem Entzückenden der herrlichen Natur Brasiliens war uns der Anblick zweier Sclavenschiffe, die erst am heutigen Tage aus Afrika angekommen waren, und hier, gleich uns, vor Anker lagen.

Der Menschenhandel, dieser Schandfleck civilisirter Staaten, dessen die meisten sich doch schon schämen, steht hier noch in vollem, scheußlichen Flor, und wird mit aller Unmenschlichkeit der Habgier unter dem Schutze der Gesetze getrieben.

Bekanntlich werden die Schiffe, welche zu dem schändlichen Handel dienen, so überfüllt, daß die armen Sclaven sich kaum ein wenig bewegen und nur selten auf's Verdeck kommen können, um frische Luft zu athmen, da es abwechselnd geschehen muß, weil nur ein geringer Theil auf einmal auf dem Verdecke Platz hat. Die bei Weitem längste Zeit müssen die zur Waare herabgewürdigten Menschen in der verpesteten Luft des Schiffsraumes eingeschichtet still liegen, wodurch dann Krankheiten entstehen, und gewöhnlich der dritte Theil der Menschenladung sein Elend schon auf der Reise endet, der Rest aber in einem höchst erbarmenswerthen Zustande den Ort seiner Bestimmung erreicht.

So sahen wir denn auch jetzt die Verdecke der Sclavenschiffe, die mit uns vor Anker lagen, gedrängt voll von gefesselten, ganz nackten, größtentheils kranken Negern und Negerinnen. Sogar Mütter mit Säuglingen an der Brust, von herzlosen Spekulanten nicht verschmäht, waren darunter. Welche Gräuel mochten die Räume dieser Schiffe noch bergen!

Die eintretende Dunkelheit des Abends entzog uns nach und nach Alles, was uns so entzückt und so empört hatte. Während der ganzen Nacht hörten wir fast ununterbrochen von der Stadt her Kanonen- und dazwischen auch Flintenschüsse fallen, wobei eine Menge Raketen in die Luft stiegen.

Dies verkündigte natürlich die Feier eines wichtigen Festes, vielleicht auch einer großen Handlung. Wir erfuhren nachher, daß es die Freudenbezeugung des Volkes über die Verhaftung dreier Minister gewesen war, die einer Verschwörung gegen den Kaiser beschuldigt waren.

Beim Anbruch des Tages meldete sich der hiesige Lootsendirektor auf unserm Schiffe, ein Mann bei Jahren, klein, dick, und wie die meisten Brasilianer, ohne alle Bildung. Er that sich viel auf seinen Namen, Vasco de Gama, zu gut, und versicherte, in gerader Linie von dem Vasco de Gama, der zuerst das Vorgebirge der guten Hoffnung umschiffte, abzustammen. Neben seinem Ahnenstolz beseelte ihn auch der Stolz auf die Unabhängigkeit Brasiliens, als ob er eine Hauptstütze derselben sei. Das theilt er mit seinen Landsleuten aller Klassen, und darin liegt denn auch wohl die Garantie dieser Unabhängigkeit.

Der Anker wurde gelichtet, und wir benutzten die Fluth, um in die Bucht von Rio-Janeiro einzulaufen. Obgleich unser Führer die Berühmtheit seines Ahnherrn nicht erlangt hat, so muß ich ihm doch das Zeugniß geben, daß er ein guter Pilot ist, denn er führte das Schiff sehr gut durch den schmalen Eingang in die Bucht hinein.

Dieser, einen Kanal bildende, Eingang wird von einem starken, auf einer Anhöhe liegenden Fort

beherrscht, so daß die Bucht vor feindlichen Fahrzeugen ziemlich gesichert ist. Durch noch stärkere Batterien könnte es ganz unmöglich gemacht werden, gewaltsam in die Bucht zu dringen, da der Kanal so schmal ist, daß man durchaus nicht aus dem Schuß, ja nicht einmal aus der halben Schußweite kommen kann.

Wir legten uns in einer geringen Entfernung von der Stadt unter einer Menge von Schiffen verschiedener Nationen vor Anker, und hatten nun wieder einen Landungsplatz, nachdem wir von England aus, zweiundfünfzig Tage in See gewesen waren.

Wie überraschend und ergötzend auch der Anblick Brasiliens auf den Europäer wirkt, so ist er doch vielleicht nirgends so über alle Beschreibung prachtvoll und anmuthig, als innerhalb dieser Bucht, wo zu den herrlichen, fremdartigen Landschaften, von denen man umgeben ist, noch die höchst erfreuliche Aussicht auf die amphitheatralisch gebaute, von hier sehr hübsch erscheinende Stadt Rio-Janeiro hinzukömmt. Zwischen den Gebäuden erheben sich stolz die hohen schlanken Palmen, und einen ganz besondern Effekt macht ihr Schatten, wenn er auf die freundlichen weißen Häuser fällt. Ueber der Stadt sieht man in der Ferne an dem schroffen Abhange des Gebirges, der den Hintergrund bildet, mehrere Klöster, wie Schwalbennester an einer Wand kleben.

Kaum hatten wir die Segel eingenommen, als der russische Vice-Consul von Kielchen und ein von der brasilianischen Regierung abgesandter Offizier an den Bord kamen, um uns zu unserer Ankunft Glück zu wünschen. Letzterer machte mich zugleich mit der Verordnung seiner Regiernng bekannt, daß jedes ankommende Kriegsschiff die Festung mit 21 Kanonenschüsse begrüßen müsse, und damit kein Zweifel übrig bleibe, daß der Gruß wirklich der brasilianischen Flagge gelte, hatte er uns eine mitgebracht, die wir während des Salutirens am Vordermast aufziehen sollten.

So neu und anspruchvoll diese Verordnung eines damals noch nicht von unserer Regierung anerkannten Staates auch erschien, so bequemte ich mich doch, ihr Folge zu leisten, um etwaige Unannehmlichkeiten zu vermeiden, befahl sogleich die 21 Kanonenschüsse abzufeuern, und erhielt unverzüglich von der Festung eine gleiche Anzahl Schüsse zur Erwiederung.

Da mir viel daran lag, die gute Jahreszeit am Cap Horn nicht zu versäumen, so ersuchte ich Hern von Kielchen, die zur Fortsetzung unserer Reise erforderlichen Lebensmittel und übrigen Bedürfnisse sobald als möglich zu liefern; dazu war aber eine Zeit von vier Wochen nöthig, die ich nun vorzüglich zu astronomischen und Pendelbeobachtungen anzuwenden wünschte. Herr von Kielchen verschaffte

mir dazu ein bequemes Landhaus, an der kleinen romantischen Bucht Botafogo gelegen, welches ich gleich am folgenden Tage mit Herrn Preis, der mich als Astronom begleitete, bezog, und die Arbeiten auf dem Schiffe meinen Offizieren überließ.

In der Voraussetzung, daß nicht jedem Leser, oder jeder Leserin, denn ich wünsche mir auch diese, die Geschichte Brasiliens gegenwärtig ist, will ich folgende Bemerkungen, der Erzählung von unserm Aufenthalt daselbst, vorangehen lassen.

Das große Reich in Südamerika, nach einem Farbeholz, welches daselbst häufig wächst und das Ansehen einer glühenden Kohle (Portugiesisch: Brasa) hat, Brasilien genannt, gehört zu den reichsten und fruchtbarsten Ländern des Erdbodens. Es wurde im Jahre 1500 von dem portugiesischen Cabral, der mit einer Flotte nach Ostindien bestimmt, und an diese Küste verschlagen war, zufälliger Weise entdeckt. Man kannte anfangs den Reichthum dieses Landes nicht, und bestimmte es zu einem Verbannungsort für Verbrecher. Späterhin, als die Verbannten den Zuckerbau zu treiben anfingen, und die Gold- und Diamantenminen entdeckt wurden, erhielt Brasilien in den Augen der portugiesischen Regierung einen hohen Werth. Sie schickte nun einen Vice-König dahin, der das Land verwaltete und den strengen Befehl hatte, allen fremden Mächten die Häfen zu verschließen, damit

vorzüglich die Diamanten und andere edlen Steine an denen Brasilien einen so großen Schatz hat, keiner andern Nation zu Theil würden, und Portugal diesen reichen Handlungszweig ganz für sich behalte.

So blieb dieses schöne Land unter den portugiesischen Vice-Königin lange Zeit für Portugal eine reiche Goldgrube, selbst aber arm, bedrückt, wenig bevölkert und für alle Geisteskultur unzugänglich.

Das Jahr 1807 gab endlich Brasilien eine ganz andere Gestalt. Napoleons herrschsüchtige Absichten verbreiteten sich auch über Portugal, und zwangen den Hof, in seine Kolonie zu flüchten. Ihm folgten ungefähr 12,000 Einwohner aus Portugal und gegen 14,000 Mann Militär.

Die Gegenwart des Hofes in der Haupt- und Residenzstadt Rio-Janeiro hat seitdem auf das Land den vortheilhaftesten Einfluß gehabt. Die Häfen wurden allen europäischen Mächten aufgeschlossen, und Handel, Gewerbe und Bildung gehoben.

Als nun am Ende Napoleons Siege in der Verbannung auf St. Helena ihr Ziel fanden, und der König von Portugal im Jahr 1821 sein Land wieder erhielt, da hinterließ er seinem Sohne, dem Kronprinzen Peter, der sich schon früher mit einer österreichischen Prinzessin vermählt hatte, die Verwaltung Brasiliens.

Das Beispiel der neuentstandenen Republiken hatte bereits auf die Gemüther gewirkt, und des Königs Abreise war das Signal zu Unruhen, die der Kronprinz indessen wohl zu besänftigen wußte, indem er sich einen Anhang erwarb, sich im Jahr 1822 von dem Mutterlande unabhängig erklärte, eine Constitution versprach, und sich zufolge derselben unter dem Namen Peter I. als Kaiser von Brasilien huldigen ließ. Vom Tage der Huldigung an trägt sowohl der Kaiser, als jeder Patriot auf dem linken Arm eine grüne Kokarde, auf welcher sich die Worte Independente ou morte befinden.

Bei der Krönung wurde der Orden des südlichen Kreuzes gestiftet, und auf der Festung die neue Nationalflagge aufgezogen, grün mit einem gelben Viereck in der Mitte, auf welchem die Erdkugel, umgeben von 13 Sternen (die Zahl der Provinzen), und mit Caffee und Tabaksblättern, als Produkten des Landes, bestreut, abgebildet ist.

Die Regierung war noch zur Zeit unseres Aufenthaltes in Brasilien nichts weniger als constitutionell. Das beweist die tumultuarische Verhaftung der obenerwähnten drei Minister, das eigenmächtige Auseinanderjagen der Deputirten, die aus allen Provinzen ausdrücklich zusammen berufen, eine konstituirte Versammlung bildeten, und die Aeußerung des Kaisers: er verlange unbedingte Befolgung seiner Befehle, wenn er auch nur, wie Karl XII.

einst gewollt, seinen Stiefel in die Versammlung der Deputirten schicke. Vielleicht hat der Kaiser sich bei dem Gegeneinanderwirken der verschiedenen Partheien, von denen jede vorzüglich ihr besonderes Interesse und keine das Allgemeine im Auge haben mochte, zu diesen Gewaltschritten, wider Willen, genöthigt gesehen.

Sein persönlicher Charakter wird als edel gelobt. Eine Anekdote, die mir der Kapitain von einem der russisch-amerikanischen Compagnie gehörigen Schiffe, das in Rio-Janeiro gewesen war, erzählte, bürgt für sein menschenfreundliches Gefühl.

Zwei Matrosen von diesem Schiffe waren am Lande, hatten sich betrunken und waren am Wege nach Corcovado besinnungslos liegen geblieben. Der Kaiser kam mit der Kaiserin, nur von ein paar Bedienten gefolgt, diesen Weg geritten, und sah die Matrosen, die er für krank hielt. Er stieg vom Pferde, rieb ihnen mit eigener Hand die Stirnen, und suchte sie zum Bewußtseyn zu bringen, aber vergeblich. Darauf ließ er seinen Leibarzt holen und schickte die vermeinten Patienten, von ihm begleitet, in's Hospital, aus welchem sie dann am andern Morgen, nachdem sie ihren Rausch ausgeschlafen, gesund entlassen wurden.

Eine andere Anekdote hörte ich von einem Maler aus Wien, der sich in Rio-Janeiro aufhält:

Der Kaiser wollte sich malen lassen und zwar

stehend, in Lebensgröße. Der Maler stellte seine Staffelei im Schlosse auf und der Kaiser trat in der gewählten Stellung vor ihn hin. Kaum waren einige Umrisse gemacht, als ein Offizier hereintrat, welcher täglich über die neu angekommenen Schiffe rapportiren mußte. Die Namen der Schiffe und der Kapitains, von Nationen, deren Sprachen dem Offizier fremd waren, las er von einem Zettel höchst mühsam und unverständlich ab. Der Kaiser ereiferte sich über die Ungewißheit seines Offiziers dergestalt, daß er einen Stock ergriff, um ihm einen so starken Verweis zu ertheilen, als Regenten der vorigen Jahrhunderte manchmal ihren Umgebungen zu ertheilen pflegten. Nur durch schnelle Flucht rund um die Staffelei, wobei er anfänglich verfolgt wurde, entging der Offizier der ihm zugedachten Correktion.

Wenn man bedenkt, auf welcher Stufe der Kultur das Land von seinem Regenten angetroffen wurde, so wird man sich über diesen Vorfall weniger wundern. Möge es dem Kaiser von Brasilien gelingen, die von ihm beherrschte Nation zu erheben. Von seiner Verwaltung wird es abhängen, sein Land, das die Natur zum schönsten und fruchtbarsten geschaffen hat, auch zum glücklichsten zu machen.

Die brasilianische Flotte, damals unter dem Befehl des wohlbekannten Lords Cochrane, bestand

aus einem Linienschiff, zwei Fregatten, drei Briggs und noch einigen kleinern Fahrzeugen. Sehr geringe war diese Seemacht zwar, aber in gutem Zustande, und that durch die Geschicklichkeit und den Heldenmuth ihres Anführers, der sich schon als englischer Offizier so vortheilhaft ausgezeichnet hatte, Wunder.

Es war noch nicht lange her, als Cochrane mit einem Linienschiff und einer Fregatte, eine portugiesische Eskadre von zwei Linienschiffen und vier Fregatten attaquirt, zum Fliehen gezwungen, ihr vierzig Kauffahrteischiffe, die sie eskortirte, abgenommen und sie bis zum Hafen von Lissabon verfolgt hatte. Für diese Heldenthat wurde Cochrane vom Kaiser zum Groß-Admiral ernannt, und erhielt den Titel Marquis de Marinion, nach einer Provinz. Früher hatte er der Republik Chili gedient, und, wie man sagt, neben seinen kriegerischen Thaten, nicht versäumt, für seine eigenen Finanzen zu sorgen. Hier befand er sich erst seit einem Jahre.

Ich war neugierig, diesen berühmten Mann zu sehen, und es gab sich auch bald eine schickliche Gelegenheit für mich, seine Bekanntschaft zu machen und öfters in seiner Gesellschaft zu seyn. Sein Aeußeres und sein ganzes Betragen haben eher etwas Zurückstoßendes als Anziehendes. Bei einer gewöhnlichen Unterhaltung ist er sehr einsilbig, und

es wird schwer, den geistvollen und kenntnißreichen Mann in ihm zu erkennen. Sein Alter geht über fünfzig Jahre hinaus. Er ist lang und hager, hat eine sehr ernste Physiognomie, stark markirte Gesichtszüge und rothes Haar. Seine Stellung ist immer gebückt, mit auf den Boden geheftetem Blick. Selbst wenn er mit Jemanden spricht, sieht er ihn nie an, und die buschigen überhängenden Augenbraunen verbergen das nur selten unter ihnen hervorblitzende lebhafte Auge.

Seine Gemahlin, die einen vollkommenen Contrast mit ihm bildet, denn sie ist jung, schön, in der Unterhaltung lebhaft, und überhaupt sehr liebenswürdig, hängt mit einer solchen Liebe und Treue an ihm, daß sie ihn selbst in der größten Gefahr nie verläßt. Sie hat alle die Seeschlachten ihres Gatten, während seines Dienstes in Südamerika, mitgemacht, und ihr junges, in der ersten Blüthe stehendes Leben den Kanonenkugeln blosgestellt, um nur bei ihm zu seyn.

Cochrane äußerte öfter den Wunsch gegen mich, in russische Dienste zu treten, um den Griechen beizustehen, und die Türken zu schlagen. Diesen Zweck hat er jetzt auf andere Weise erreicht *).

Krieg scheint zu den unentbehrlichen Bedürfnissen seines Lebens zu gehören, und der gefähr-

*) Geschrieben im Jahre 1827.

lichste Kampf für eine Sache, die er für gerecht hält, ist ihm Genuß. Wie sich das mit der großen Liebe zum Gelde, die man ihm vorwirft, zusammenreimt, ist nicht wohl einzusehen.

Die kurze Zeit meines Aufenthaltes in Brasilien floß mir in der reizenden Umgebung meines Landhauses, unter steter Beschäftigung für die Expedition, schnell und angenehm dahin.

Wunderbar ist dem Europäer zu Muthe, sich in einer so ganz andern Natur zu befinden, selbst dann, wenn sie ihm auch nicht zum ersten Mal erscheint. Alles, worauf sein Blick fällt, ist hier so ganz anders, als in seiner Heimath. Kein Baum, keine Blume, kein Insekt, kein Vogel, selbst kein Grashalm, gleicht seinem vaterländischen. Alles erregt seine Aufmerksamkeit durch fremde Formen und fremdes Colorit; in Allem bewundert er vorzüglich die überschwengliche Fülle dieses gesegneten Himmelsstrichs. Am Tage schwärmt ein zahlloses Heer der schönsten Schmetterlinge, Käfer und der niedlichen Kolibri's bunt durch einander um ihn her; kaum ist die Sonne untergegangen, so erscheint eine unendliche Menge zum Theil rasch durch einander fliegender, zum Theil auf den Pflanzen weilender Feuerfunken, schöner und größer als unsere Johanneswürmchen und bildet eine wunderliebliche Illumination.

Nur selten konnte ich kleine Excursionen ma-

chen, daher ich auch, wie das Seeleuten gewöhnlich geht, von dem Innern des Landes wenig zu sagen weiß.

Botafogo, wo die reichsten und angesehensten Einwohner Rio-Janeiro's ihre Landhäuser haben, in denen sie sich oft aufhalten, weil die Luft hier vorzüglich gesund seyn soll, ist wohl unter den Umgebungen der Hauptstadt die reizendste und sehenswertheste.

Im Hintergrunde dieser Bucht erheben sich Berge, unter denen sich einer durch die Form eines ungeheuern Kirchthurmes auszeichnet. Dieser Berg, der aus einem Fels besteht, ist nach einer von unserm Physiker, Herrn Lenz, angestellten barometrischen Messung, 1580 Fuß über der Meeresfläche hoch. Mit unendlicher Mühe ist ein Weg bis an seine Spitze angelegt, auf welcher nur eine kleine Gesellschaft Platz findet, und von wo man der herrlichsten Aussicht genießt. Auch der Kaiser findet Gefallen an diesem Ort, Corcovado genannt, und reitet oft mit der Kaiserin dorthin. An diesem Wege war es, wo er die betrunkenen russischen Matrosen fand.

Von Botafogo führt ein anmuthiger sich zwischen hübschen Landhäusern hinschlängelnder Weg zur Stadt, deren Name Rio-Janeiro, d. h. Januar-Fluß, aus einem Irthum des ersten Entdeckers der Bucht entstand, der sie für die Mündung

eines Flusses hielt, welchen er nach dem Monat der Entdeckung nannte.

Von der Bucht aus nimmt sich die Stadt sehr hübsch aus, wie ich schon angeführt habe; tritt man aber in sie hinein, so wird man auf unangenehme Weise überrascht durch die schmalen, schlecht gepflasterten, schmutzigen Straßen, und durch den gänzlichen Mangel an geschmackvollen Gebäuden. Plumpe Kirchen und Klöster gibt's in großer Menge.

Der Umfang der Stadt ist ziemlich beträchtlich, auch zählt sie ungefähr 150,000 Einwohner, wovon aber zwei Drittel Neger sind, und das dritte Drittel wieder großen Theils aus Mulatten, Mestizen und andern farbigen Leuten besteht. Selten nur erblickt man auf der Straße ein weißes Gesicht, überall ist man von Schwarzen umgeben, so daß man glauben könnte in Afrika zu seyn.

Das Sehenswertheste in der Stadt ist das Museum, welches einige seltene Naturalien enthält, und mit kostbaren Steinen angefüllt ist.

Unter den Negern gibt es nur wenige Freie, die meisten sind Sclaven, von ihren Herrn zu Lastthieren herabgewürdigt. Es ist zu verwundern, welche ungeheure Lasten diese armen Menschen tragen müssen, und es gehört gewiß lange Gewohnheit dazu, es so weit zu bringen. Gewöhnlich ist die Last an einer Stange befestigt, deren Enden

von Zweien auf den Schultern getragen werden, wobei sie ein monotonisches, höchst melancholisch klingendes Lied in ihrer Sprache singen, dessen Takt sie im gehörigen Schritt erhält. Man hört es oft ihrer Stimme an, daß sie im Begriff sind, ihrer Last zu erliegen, dann weckt aber die Peitsche neue Kraftanstrengung. Oft müssen sie auch einzeln, schwer bepackte Körbe auf dem Kopfe tragen. Selbst Weiber sind von diesen furchtbaren Anstrengungen nicht ausgenommen.

Ein ähnliches Lied, wie beim Lasttragen, jedoch munterer, aber gleichfalls mit dem Schritt im Takt, singen die Neger, wenn sie an Sonn- oder Festtagen frei herumgehen, oder wenn sie als Boten verschickt werden, wobei sie ein kleines Instrument, auf dem ein paar Stahlfedern einige Töne angeben, zwischen den Fingern halten und sich darauf accompagniren.

Mit allen diesen Sclaven wird zwar die Ceremonie der Taufe vorgenommen, allein ein Unterricht in den Lehren des Christenthums kann schwerlich bei ihnen stattfinden, da sie außer der Sprache ihres fernen Vaterlandes keine andere verstehen.

So gibt man sich das Ansehen, ihre Seelen zu retten, während man sie in der Finsterniß läßt, zu der noch die Verzweiflung über ihre körperliche Mißhandlung nicht selten sich gesellen mag.

Die wenigen freien Schwarzen sind — was

doch auch hier, jedoch selten vorkömmt — freigelassene Sclaven und deren Nachkommen. Sie sind meistens Handwerker oder treiben einen kleinen Handel. Manchmal entschließt sich ein Weißer der niedern Klasse, eine freie Schwarze zu heirathen. Aus solchen Ehen, öfter aber außerehlich, entstehen die Mulatten, aus deren Verbindung mit Weißen oder Schwarzen wiederum alle die verschiedenen Niancen der farbigen Leute hervorgehen.

Diese, die Mulatten und die freien Neger bilden eigentlich die Klasse der Bürger, unter denen sich nur wenige Weiße befinden, und die in der Regel vom verworfensten Charakter, höchst unwissend und lasterhaft sind. Ihr widerliches Aeußere trägt ganz das Gepräge des Innern.

Sie sind es auch hauptsächlich, die, ihrer Voraltern uneingedenk, den Sclavenhandel en detail treiben, zu welchem Zwecke sie förmliche Buden haben, wo man sich diese Unglücklichen, gleich einer Waare, nach Belieben aussuchen kann.

Gegen 20,000 Neger sollen jährlich nach Brasilien gebracht werden, und der Durchschnittspreis ist für ein Frauenzimmer 300, und für einen Mann 600 Piaster.

Die Hauptspeise, welche die Herren ihren Negersclaven reichen lassen, bei den meisten auch wohl die einzige, besteht in einem dicken Brei, Manioc genannt, der aus der Wurzel Tapioc, welche man

deshalb besonders anpflanzt, durch Kneten in heißem Wasser bereitet wird, und wenigstens keinem europäischen Gaumen zusagt. Nahrhaft mag diese Speise wohl seyn, denn die Neger sehen in der Regel wohlgenährt aus, aber ich zweifle, daß sie auf die Länge und als einziges Nahrungsmittel genossen, gesund ist. Wahrscheinlich liegt in ihr der Grund zu einer furchtbaren Krankheit, der die Neger hier ausschließlich unterworfen sind, und von der sie in ihrem Vaterlande nichts wissen. Sie bekommen nämlich große, beulenartige Geschwülste, vorzüglich im Gesicht und an den Beinen, die nicht aufbrechen und auseitern, sondern immer größer werden, so daß man bei einigen dieser Patienten kaum noch die menschliche Gestalt erkennt.

In der Bucht Rio-Janeiro, nicht weit von der Stadt, liegt eine kleine Insel, dos Fradres genannt, auf welcher sich ein Kloster befindet, das ein unter Aufsicht der Regierung stehendes Hospital für kranke Neger enthält. Es ist mir nicht zuverlässig bekannt geworden, ob es hier gelingt, die angeführte Krankheit zu heilen. Als der Vater des Kaisers noch in Rio-Janeiro residirte, besuchte er dieses Kloster oft, und man zeigt dort noch ein Zimmer, in das er zu flüchten pflegte, wenn es donnerte, da er sehr furchtsam vor Gewittern gewesen ist, und sich aus einem unbekannten Grunde, in diesem Zimmer für sicherer gehalten hat.

Am 19. November lockte mich die Feier des Krönungstages und der Stiftung des Ordens vom südlichen Kreuze, in die Stadt.

Kaum begann es Tag zu werden, als der Kanonendonner von allen Festungswerken und von den Schiffen auf der Rhede die Erinnerung an diese, heut' vor einem Jahr vorgefallenen, glücklichen Ereignisse weckte. Alles gerieth in die größte Bewegung. Das Volk strömte in den Gassen, Soldaten, in ihrer Parade-Uniform, eilten zu den Sammelplätzen, die Neger, von der Arbeit befreit, gafften neugierig umher.

Um 11 Uhr sah man den Kaiser und die Kaiserin in einem prächtigen, von acht Pferden gezogenen Wagen zur Kirche fahren, begleitet von einer Compagnie der Leibgarde zu Pferde, die sich in ihrer hübschen Uniform recht gut ausnahm. Den Zug beschlossen eine Menge Wagen mit dem Gefolge des hohen Kaiserpaares, und er bewegte sich nur langsam vorwärts, um dem jubelnden Volke mehr Zeit zur Anschauung dieses glänzenden Schauspiels zu lassen.

In einer ziemlichen Entfernung von der Kirche wurde Halt gemacht, der Kaiser stieg mit seiner Gemahlin aus dem Wagen und setzte in großer Ceremonie, umgeben von den Rittern des südlichen Ordens, den Weg zu Fuße weiter fort. Vor dem Eingange zur Kirche wurde er von dem Bischof

und der ganzen Geistlichkeit empfangen, und mit allem Pomp in dieselbe geführt, bis zu einem rechts vom Altare errichteten Thron, den er bestieg. Die Kaiserin nahm links in einer Loge Platz.

Der Gottesdienst begann, von trefflicher Musik und einem Chor guter Sänger begleitet. Am Ende desselben trat der Bischof hervor, und hielt eine sehr lange Rede, in welcher er sich bemühte, die glänzenden Eigenschaften des Monarchen zu schildern, und ihn mit Peter dem Großen von Rußland verglich. Indessen schrieb er ihm doch eine Menge Regeln vor, wie er sein Reich zu verwalten habe, um das Glück seiner Unterthanen zu gründen.

Der Vergleich des Kaisers von Brasilien mit Peter dem Großen ist nur in so fern gegründet, als Beiden die Aufgabe ward, eine rohe Masse zu gestalten und auszubilden. Ob der Kaiser von Brasilien, bei ungleich mehr Hülfsmitteln, diese Aufgabe so glücklich lösen wird, als Peter der Große es that, muß die Zeit lehren.

Eine schöne Hoffnung für Brasilien ist verschwunden. Die Kaiserin hatte für die Verbreitung der Wissenschaften und Künste schon Vieles gethan.

Als die Rede des Bischofs zu Ende war, traten der Kaiser nebst der Kaiserin in der nämlichen Ordnung, welche auf dem Wege nach der Kirche beobachtet war, unter einem ununterbrochenen Ka=

nonendonner, die Rückkehr nach dem Palast an, wo nun große Gratulations-Cour statt fand.

Um 4 Uhr wurde auf dem großen Marktplatz in der Stadt, wo ein tempelartiges Gebäude für die kaiserliche Familie errichtet war, große Militär-Parade gehalten. Die Truppen, aus 4500 Mann bestehend, bildeten um den Tempel einen Halbkreis, und wurden von dem 80jährigen Feldmarschall Don Jose de Currado befehligt.

Ich freute mich, in diesem ehrwürdigen Greise den ehemaligen Gouverneur von St. Katharina wieder zu erkennen, der bei meiner ersten Reise um die Welt, unter dem Befehl des jetzigen Admirals, von Krusenstern, im Jahre 1803 uns so gastfrei aufnahm.

So lange der Kaiser noch nicht da war, besah ich mir das Militär, und fand es gar nicht übel. Auch die Kleidung war hübsch und zweckmäßig, nur von Disciplin schienen die guten Leute noch nicht viel zu wissen. In der Fronte wurde geraucht und allerlei Unpassendes getrieben. Die Musikanten erregten besonders meine Aufmerksamkeit. Jeder Regimentskommandeur hat das Recht, die Art ihrer Kleidung nach Belieben zu bestimmen, und da der Geschmack so verschieden ist, so sieht man in dieser Hinsicht hier die größte Mannigfaltigkeit, bei der doch durchgängig asiatische Formen obwalten. Einige Musikanten-Chöre sind als

Türken gekleidet, andere als Indianer u. s. w. Bei einem Regimente waren die Musikanten, die übrigens unter allen die schlechteste Musik machten, gar nicht gekleidet, sondern hatten nur eine Menge bunter Federn um den Kopf und um den Leib. —

Die Kanonen donnerten, der Kaiser und die Kaiserin, Beide zu Pferde, von einem glänzenden Gefolge begleitet, wurden in der Ferne sichtbar. Das Militär wirft die brennenden Cigarren weg, der Pöbel schwenkt die Hüte, von den Balcons lassen die Damen ihre weißen Schnupftücher flattern, Alles schreit viva l'Emperador!

Langsam nähert sich der prachtvolle Zug, in welchem der Kaiser durch seine mit großen Brillanten besäete Brust, wie der Syrius am Himmel hervorglänzt. Seine kolossale Figur schien ganz in Gold gehüllt zu seyn, und der große, mit breiten Tressen und andern Verzierungen reichlich versehene Hut, beschattete seine starken Züge. Der Anzug der Kaiserin bestand in einem einfachen geschmackvollen schwarzen, mit Gold gestickten Reitkleide.

Als die Kaiserin ihren Platz im Tempel eingenommen hatte, besah der Kaiser die Truppen und übernahm selbst das Commando, um sie in einem Parademarsch seiner Gemahlin vorbei zu führen. Kaum war seine laute Stimme erschollen, so fiel der Kanonendonner wieder ein, die Türken, Indianer und Papagoien bliesen ihre Trompeten, und

der Pöbel überschrie Alles mit seinem viva l'Emperador.

Nachdem die Kolonnen mehrere Mal der Kaiserin vorbei defilirt waren, hatte die Parade ein Ende, und die kaiserliche Familie begab sich, in Begleitung des Hofes, in's Theater.

Ich kam ihr dort zuvor und hatte meine Loge bereits seit einiger Zeit eingenommen, ehe sie erschien. Es war gepropft voll, und ich fand mich überrascht, sowohl von dem Gebäude selbst, als der innern Einrichtung, die so gut ist, als sich's nur in Europa erwarten läßt.

Die Logen waren sämmtlich von Honoratioren besetzt, folglich erblickte man da nur weiße Gesichter, unter denen sich manche weibliche durch ihre vorzügliche Weiße, deren sich selbst Nord-Europäerinnen nicht zu schämen hätten, auszeichnen. Kommt dazu noch das zarte Roth jugendlicher Wangen, so nehmen sich die feurigen schwarzen Augen und das schwarze Haar sehr gut aus. Doch sieht man auch viele Damen mit braunem Haar, und selbst Blondinen findet man in dieser Klasse. Ihre Kleidung richten sie vorzüglich nach Pariser Moden ein und wenden sie mit Geschmack an; die Kunst der Toilette ist aber so ziemlich die einzige, die sie treiben, und wenigstens nicht Alle bringen es bis zum Lesen und Schreiben. Dennoch fehlt es ihnen nicht an Reiz und Anmuth, und natürliche An-

lagen mögen zum Theil den Mangel der Erziehung ersetzen. Ein Gespräch wissen sie so gut zu unterhalten, mit Scherz zu durchweben und mit Schalkheit zu würzen, wie eine Europäerin.

Auch das hat man im Theater Gelegenheit zu bemerken. Es herrscht hier nämlich die Gewohnheit, aus einer Loge in die andere zu gehen und Besuche abzustatten, die sehr freundlich empfangen werden. Man setzt sogar noch höhern Werth auf einen Besuch, den man in der Theaterloge erhält, als auf einen, den man zu Hause empfängt, weil dort das ganze Publikum Zeuge der Achtung ist, die der Besuch beweist.

Bei diesen Gelegenheiten gibt es zwischen den jungen Damen und Herren lebhafte Unterhaltungen, und die Blicke, die manchmal eine solche begleiten, lassen ungefähr darauf schließen, wovon die Rede seyn mag.

Daß indessen von der äußern ganz europäischen Urbanität dieses Logenpublikums, nicht auf dessen anderweitige europäische Ausbildung zu schließen ist, beweist untern andern folgenden Anekdote.

Im Jahre 1817 befand sich die russische Fregatte Kamtschatka in der Bucht Rio-Janeiro. Unter Andern besuchte sie ein Offizier von hohem Range, und war sehr erstaunt, in der Kajüte ein Kreuzifix zu finden. Er wußte zwar, daß die Russen sich zur griechischen Religion bekennen, daß diese

aber eine christliche sei, war ihm etwas ganz Neues.

Das Parterre gewährt einen auffallenden Anblick mit seinen nach allen Abstufungen vom Schwarzen bis in's Weiße gefärbten Gesichtern, worunter doch die dunkeln Tinten bei weitem überwiegend sind. Wenn in den Logen nur Anständigkeit und feine Sitte, wie in Europa, sichtbar ist, so herrscht hier ein widrig roher Lärm.

Vor der kaiserlichen Loge hingen Gardinen, die fest zugezogen waren, und an welchen sich alle Blicke erwartungsvoll hefteten. Endlich öffneten sie sich, und man erblickte das im Vorgrunde der Loge neben einander stehende hohe Kaiserpaar; den Hintergrund nahm das Gefolge ein, größtentheils aus den Rittern des südlichen Kreuzes bestehend. Die Hüte wurden nun wieder geschwenkt, die Schnupftücher der Damen wehten in den Logen und von allen Seiten ertönte das viva l'emperador, l'emperadriza et la monarchia. Ein gnädiges Kopfnicken lohnte diesen Enthusiasmus.

Der Vorhang ging auf, eine Schauspielerin trat vor und lobhudelte den Kaiser in einem Prolog. Darauf ward ein Stück gegeben, von dem ich nur wenig verstand. Den Beschluß machte ein Ballet, das ich so vollkommen in Brasilien nicht erwartet hätte.

Während der Vorstellung gab der Kaiser meh-

reren seiner Unterthanen in seiner Loge Audienz, die jedesmal mit einem Fußfall und Handkuß begann.

Das Parterre war sobald der Vorhang aufging, ziemlich ruhig und aufmerksamer als die Logen, denen die Besuche oft interessanter zu seyn schienen, als das Stück.

Auch ich machte dem Lord Cochrane und seiner liebenswürdigen Gemahlin meinen Besuch in ihrer Loge, und blieb bis zum Schlusse der Vorstellung dort. Er sprach viel von Chili, und trug selbst am heutigen festlichen Tage noch Chilische Uniform und ein Chilisches Ehrenzeichen, in einer blauen Schärpe über der Schulter bestehend, welches mir um so mehr auffiel, da er mit der Chilischen Regierung nicht zufrieden war. Auf mein Befremden darüber sagte er mir, seine Brasilianische Uniform sei vom Kaiser noch nicht bestimmt, weshalb er denn bis dahin die Chilische tragen werde. Der schönen Frau gefiel es in Brasilien nicht so gut, als es ihr in Chili gefallen hatte. Auch glaubte sie, daß das hiesige Klima ihr nicht zuträglich sei.

Noch acht Tage brachte ich bei meinen Beschäftigungen in meinem einsamen Landhause zu, von wo wir uns am 27sten November mit unsern Instrumenten wieder auf die Fregatte begaben, um am Tage darauf unsere Reise fortzusetzen, da wir bereits mit allen Bedürfnissen versehen waren.

Schon um fünf Uhr am Morgen des 28sten

Novembers entfernten uns die Ebbe, und ein schwacher nördlicher Wind langsam von dem schönen Brasilien, dem wir ein herzliches Lebewohl sagten. Indessen ward der Wind bald so schwach, daß wir das Schiff nicht mehr regieren konnten, eine große Verlegenheit in einem engen Fahrwasser, aus welcher die auf der Rhede liegende englische Eskadre uns zog, indem sie uns eine Menge Böte schickte, die unser Schiff bugsirten, bis es uns erst gegen Abend gelang, die offene See zu gewinnen.

Die gewaltige Hitze Brasiliens hatte der Gesundheit unserer Mannschaft nicht geschadet. Frische Nahrungsmittel, viel Gemüse und Früchte, statt des gewöhnlichen Getränkes eine gute Limonade, und alle Abend ein Seebad, waren die Präservativmittel, die ich anwenden ließ. Die ganze Equipage befand sich im besten Wohlseyn, und bereitete sich muthig vor, den Stürmen am Cap Horn zu trotzen, nach dessen beschwerlicher Umschiffung ich den an der Chilischen Küste gelegenen Hafen Conception zum Ruhepunkt bestimmt hatte.

X.

Die junge Vielwisserin.

Erzählung von Bouilly.

Ein Fehler, der uns nicht blos lächerlich macht, sondern auch unversöhnliche Feinde uns zuzieht, ist die Pedanterie. Nichts ist so eckelhaft und so gefährlich, als die Thorheit, alle Augenblicke zu citiren, Alles verstehen zu wollen, über Alles abzusprechen, und sich zum Beurtheiler aller neuen Produkte der Literatur oder der Kunst aufzuwerfen. Wenn dieser Fehler schon an klugen Männern mißfällt, so wird er vollends unerträglich bei Frauenzimmern, schadet ihrer Bescheidenheit, ihrer Sanftmuth und selbst ihrem Geiste, denn er verleitet sie zu einer Anmaßung, zu einem Schwulst die sie wahren Gelehrten zum Spott, und der Gesellschaft zur Geißel machen.

Melanie, die Tochter des Herrn von St. Lam=

bert, eines nicht unbeliebten Schriftstellers, besaß ein außerordentliches Gedächtniß. Sie brauchte ein Buch nur zwei oder dreimal zu lesen, um Stellen daraus zu citiren, die Seitenzahl derselben zu bestimmen, oder auch die Druckfehler anzudeuten. Eine Geschichte, oder sonst ein wissenschaftliches Buch durchblätterte sie oft nur und prägte dennoch den Inhalt mit Leichtigkeit in ihr Gedächtniß. War sie im Schauspiel gewesen, so wußte sie, wenn sie heim kam, eine Menge einzelner Verse und ganze Stellen auswendig. Hatte sie einer akademischen Sitzung beigewohnt, so erzählte und beurtheilte sie der Reihe nach, was gelesen und besprochen worden. Mit einem Worte, trotz ihrer Jugend konnte man sie eine kleine lebendige Bibliothek nennen, bei der man selten vergebens anklopfte, und an welcher lange Zeit ihr Vater große Freude hatte. Da er selbst von Natur, auch oft aus Uebermaaß der Arbeit, zerstreut war, so kannte er kein größeres Vergnügen, als seine Tochter, wegen irgend einer historischen Epoche, oder einer Stelle in einem alten oder neuern Schriftsteller, zu Rathe zu ziehen, sich von ihr nachhelfen zu lassen; dadurch meinte er zugleich ihr Gedächtniß immer mehr und mehr zu stärken, und ihren Geschmack zu bilden.

Melanie, die ihrer Vater für den ersten Schriftsteller auf Gottes Erdboden hielt, gab sich

alle Mühe seinen Wünschen zu entsprechen. Von seinen Schriften sprach sie als von lauter Meisterwerken, in denen kein Fehler zu finden sei. Wenn eines seiner Stücke aufgeführt wurde, und sie etwa, bei der Vorstellung, neben einem geschmackvollen Critiker zu sitzen kam, der dies und jenes daran tadelte, so disputirte sie heftig dagegen und konnte sogar unartig werden. Das hätte man allenfalls noch für eine sehr verzeihliche Verblendung der kindlichen Liebe halten mögen; allein sie trieb es so weit, alles was er nicht geschrieben hatte für schlecht zu erklären, und, wenn andere Schauspiele als die seinigen mit Beifall aufgenommen wurden, zu behaupten, das sei blos die Wirkung einer Kabale, sie könnten und würden sich nicht auf der Bühne erhalten, und kurz, ihres Vaters Produkte allein wären die Zierde des Jahrhunderts und der Ruhm der französischen Bühne. Diese lächerlichen Großsprechereien, die sie sich wohl in Acht nahm, in ihres Vaters Gegenwart laut werden zu lassen, entfernten nach und nach von St. Lambert selbst seine treuesten Freunde. Vergebens war seine Freimüthigkeit, seine Bescheidenheit ihnen bekannt; sie konnten sich doch nicht vorstellen, daß alle die beißenden Anmerkungen, welche Melanie über neue Stücke machte, nicht das Echo seiner Urtheile wären. Man fing an ihn für falsch und neidisch zu halten, und er verlor, ohne es zu

wissen, mit jedem Tage, was ihm so theuer war, die Achtung und Freundschaft derjenigen, die zugleich mit ihm um den Kranz des Verdienstes rangen. Er wußte nicht wie er deren Kälte sich erklären sollte, und beklagte sich darüber gegen Einige derselben. Die meisten wichen einer bestimmten Antwort aus und versicherten, er irre sich. Nur einer hatte den Muth ihm zu sagen, daß Melanie, die man für sein treues Echo halte, ihm durch beißende Critiken über Alles, was nicht von ihm herrühre, die Herzen entwende.

Diese Entdeckung überraschte und betrübte St. Lambert, fesselte ihn aber noch inniger an den wackern Mann, dessen Freimüthigkeit er sie verdankte. Er beschloß, jenen Unheil stiftenden Hang seiner Tochter zu zerstören, aber unvermerkt, und vor allen Dingen ohne ihr Verweise zu geben; ein Mittel, dessen er sich nie bediente. Er fing damit an, sich im Schauspiel nie von ihr zu trennen, und, an ihrer Seite, immer zuerst alles Schöne zu beklatschen, alles Mangelhafte zu entschuldigen, und so lehrte er seiner Tochter nach und nach jene Toleranz, welche allein das Genie entwickelt und das Talent vervollkommt. Er ließ sie fühlen, daß es sehr leicht ist, über ein Werk abzusprechen, welches seinem Verfasser unendliche Mühe gekostet, und daß man, bei näherm Eindringen in dasselbe, ein übereiltes Urtheil oft zu-

rück nehmen muß. Eine Begebenheit, die für einen Theater-Dichter fast unvermeidlich ist, fügte das Beispiel zu der Lehre, und lieferte Melanien den Beweis, daß auch der Erfahrenste sich leicht verirren kann.

Ein neues Stück von St. Lambert in fünf Acten und in Versen sollte nächstens auf dem Theatre Français gespielt werden. Er hoffte große Wirkung davon. Es war ein Charakter-Gemälde, zu dem Melanie selbst den Stoff geliefert, den sie aus einer alten Anekdoten-Sammlung geschöpft hatte. Von den Schauspielern war es einstimmig angenommen, sogleich einstudirt, und noch bei den Proben bis in den Himmel erhoben worden. Melani sah schon im Geiste ihren Vater öffentlich gekrönt und als Mitglied der Akademie. Jedes ihrer Worte, jede ihrer Bewegungen drückte Stolz und Freude aus. Alle seine Freunde, oder die sich so nannten, holten Billets, um das Stück gegen jede Cabale aufrecht zu erhalten, durch welche der Neid so oft dem Manne von Verdienst die Frucht seiner Arbeit und seinen süßesten Lohn raubt.

Melanie, die ihres Vaters Triumph für unbezweifelt hielt, theilte selbst die Billets aus, und zwar mit einer Art, die zu sagen schien: es gibt hier nichts in Schutz zu nehmen, sondern nur zu beklatschen. St. Lambert selbst theilte diese Zu-

versicht nicht. Er kannte das launenhafte aber strenge Publikum.

Es schlug sechs Uhr, und sorgfältig geputzt mit einem von Freude strahlenden Antlitz ging Melanie mit ihrem Vater in das Theatre Français, und war noch obendrein so unbesonnen, sich in der Loge vorn an zu setzen, damit das ganze Publikum sie sehen und ihr Glück wünschen könnte. Der Vorhang rollte auf. Der erste Act gefiel allgemein; auch der zweite. St. Lambert schmeichelte sich nun selbst mit angenehmen Hoffnungen und seine Tochter bog sich noch weiter aus der Loge, bewegte mit vieler Grazie einen Blumenstraus hin und her, schwatzte so laut, daß alle Umstehenden sie hören konnten, erzählte, daß sie die Tochter des Verfassers sei, daß sie selber den Stoff zu dem Stücke geliefert habe, mischte in ihr Geschwätz manchen Vers berühmter Dichter, und kramte mit großem Wohlgefallen alles aus was sie wußte. Der dritte Act begann, die Klippe so manches Dichters. Der Knoten schlang sich fester. Allein das Publikum nahm diesen Act nicht so freundlich auf als die beiden ersten. Die rauschenden Beifallszeichen verloren sich. Eine allgemeine Stille herrschte. Bald entstand ein Gemurmel und endlich ließen sich Pfeifen hören. Der vierte Act war noch stürmischer. In der Mitte des fünften mußte der Vor-

hang heruntergelassen werden und das Stück war förmlich gefallen.

Melanie glaubte zu träumen. Anfangs schrie sie über Kabale, Neid, Ungerechtigkeit, allein die Mißbilligung vieler Zuschauer von Geschmack und Kenntnissen, die sie umringen, brachte sie zum Schweigen. Mit erblaßten Wangen zog sie sich tief in die Loge zurück, und zerzupfte ihren Blumenstraus.

Als Jedermann das Schauspielhaus verlassen hatte, suchte sie ihren Vater auf, warf sich weinend in dessen Arme und rief: „hat man jemals eine abscheulichere Kabale gesehen!"

„In der That" antwortete St. Lambert mit Ruhe und Ergebung, „ich habe eine ziemlich hartnäckige Kabale bemerkt, nämlich die, welche ein schlechtes Stück gegen das gerechte Urtheil eines aufgeklärten Publikums in Schutz nehmen wollte."

Melanie verstummte. Eignes Nachdenken über diese Begebenheit belehrte sie, daß oft eine vorgefaßte und schmeichelnde Meinung himmelweit davon entfernt ist, allgemeinen Beifall zu erhalten. Indessen erlosch dadurch ihre Neigung zum Studiren nicht. Sie trug sich mit dem Gedanken, einst selbst als Schriftstellerin aufzutreten. Ihre Thorheit, immer zu citiren, nahm zu, und erwarb ihr täglich häufiger den Beinamen einer kleinen lebendigen Bibliothek.

Ein anderes, leider ziemlich seltenes Ereigniß unter Schriftstellern versetzte ihrem Stolze eine neue Wunde, und bewies, daß das erste aller Talente darin besteht, eignen Werth nach Gebühr zu schätzen.

Durch den Tod eines berühmten Gelehrten wurde ein Platz in der französischen Akademie erledigt, und viele Männer von Verdienst bewarben sich um denselben. Selbst Diejenigen, die etwa kaum durch eine Oper oder ein Gedichtchen, oder gar nur durch bouts-rimés bekannt waren, hatten die Kühnheit, sich zu Mitbewerbern aufzuwerfen, trabten vom frühen Morgen an durch die Straßen von Paris, belagerten die Thüren der Akademisten, schlüpften in alle Gesellschaften, wo sie deren anzutreffen vermutheten, kurz, verschmähten keinen Schleichweg um das große Ziel zu erreichen; Andere prunkten mit Titeln und Reichthum, bildeten sich ein, die Stimmen zu erkaufen oder durch ihr Ansehn zu erzwingen. Die ganze Gelehrten-Republik war in Bewegung.

St. Lambert, obgleich er auch wohl einige Rechte geltend machen konnte, wollte doch keinen Schritt thun. Das böse Geschick seines letzten Werkes war noch in zu frischem Andenken. Er wußte, daß der letzte Eindruck immer der stärkste ist, und daß das Publikum die ältern, gelungenen Arbeiten gegen die neueste mißlungene selten in Anschlag bringt. Er enthielt sich folglich aller Versuche, obgleich Melanie ihm mit Ungestüm zuredete, nach einer, ihrer

Meinung zufolge, so wohl verdienten Ehre zu trachten. „Ich war immer so stolz darauf, deine Tochter zu seyn" sagte sie, „warum willst du mir diese Freude nicht gewähren?" Dabei citirte sie nach ihrer Gewohnheit, um ihrem Vater zu beweisen, daß von jeher die berühmtesten Männer die Ehre, Mitglieder der Akademie zu werden, eifrig gesucht hätten. Allein er blieb unbeweglich, und als er erfuhr, daß derselbe redliche Freund, der ihm über Melanie die Augen geöffnet, nach dem erledigten und von ihm wohlverdienten Platze strebe, daß er der damit verbundenen Einkünfte zum Unterhalt seiner Familie bedürfe, da wandte er seinen ganzen Credit an, um für ihn die Stimmen zu vereinigen, und war so glücklich, zu dessen Ernennung beizutragen; ein Benehmen, das ihm Ruhm und viele Freunde erwarb, vor Allen den neuen Akademisten für immer an ihn fesselte. Nur Melanie konnte nicht verschmerzen, daß ihr Vater sich nicht unter die Mitbewerber gestellt, denn sie war überzeugt, alle Stimmen würden ihm augenblicklich zugefallen sein. Welch ein Triumph wäre das für sie gewesen! und wie hätte sie dann mit desto größerer Zuversicht alle neuen Werke kritisiren können. Die Tochter eines Akademisten, wer würde es gewagt haben, ihr zu widersprechen? — Aber was war zu thun? man mußte sich darein ergeben, und noch obendrein sich stellen, als ob man die neue Wahl billige.

An dem Tage der Aufnahme seines Freundes kündigte St. Lambert seiner Tochter an, daß er zwei Einlaß=Billets erhalten, und daß er sie hinführen werde. Das vernahm sie mit Freude, denn es gab ihr erwünschte Gelegenheit, durch ihre Weisheit zu glänzen, und wirklich zeichnete sie an diesem Tage sich als die vollkommenste Pedantin aus. Die Citationen und Fragmente aus den besten Dichtern strömten von ihren Lippen. Selbst Verse aus Horaz und Virgil sagte sie her, ob sie gleich gar kein Latein verstand, aber sie hatte die französische Uebersetzung studirt, und wollte nun dafür gelten, auch diese Sprache zu verstehen. Oft, wenn ihr Vater oder dessen Freunde einige Worte Latein in das Gespräch mischten, fing sie mit ihrem glücklichen Gedächtniß sie auf, ließ sich den Sinn derselben erklären, und brachte sie dann gelegentlich an. St. Lambert hatte davon nichts gewußt, und erstaunte nicht wenig, als er in der akademischen Sitzung Melanien einige Horazische Verse sehr richtig hersagen hörte. Alle Umstehenden glaubten, sie sei der alten Sprachen mächtig, und der stolze Ernst, mit dem sie in diesem Augenblicke um sich schaute, beförderte die Täuschung noch mehr. Ihr Vater konnte kaum das Lachen verbeißen. Er stellte sich als hörte er es nicht, beschloß aber im Stillen, sie von dieser Thorheit zu heilen. Noch an demselben Tage fand sich Gelegenheit dazu. Die Rede des Neuaufgenom=

menen hatte, so wie auf alle Zuhörer, einen tiefen Eindruck auf sie gemacht, und mehrere lateinische Citate waren ihr im Gedächtniß geblieben, um deren Erklärung sie zu Hause ihren Vater ersuchte. Der Wunsch, diese zu erhalten, lag der kleinen Vielwisserin um so mehr am Herzen, da sie mit St. Lambert bei dem Neuaufgenommenen zu Mittag speisen sollte, und folglich die Veranlassung nicht fehlen konnte, sie geschickt wieder anzubringen. Sie ahndete nicht, daß der kluge Vater sie durchschaute. Er hub ein pomphaftes Gespräch über den hohen Werth der Gelehrsamkeit an, die oft den Geringsten dem Mächtigsten gleichstelle. Melanie verschlang jedes seiner Worte. „Ja, deklamirte er, nur Weisheit und Talente erheben den Menschen! und wie Cicero in seiner Ars poetica ganz richtig bemerkt — doch ich vergesse, daß du kein Latein verstehst.“ „Das hat nichts zu bedeuten,“ antwortete Melanie; „was große Männer des Alterthums gesagt haben, präge ich für mein Leben gern mir ins Gedächtniß.“

„Nun wohl“ erwiederte St. Lambert, „Cicero sagt: Stulta sum deridicula, das heißt Gelehrsamkeit gibt das Recht über Alles zu lachen.“ „Vortrefflich! rief Melanie und wiederholte mehrere Male des Vaters Worte. „Es ist so wahr und so gut gesagt! o ich bitte dich, übersetze mir die Stelle noch einmal Wort für Wort.“ Sehr

ernsthaft fing der Vater an: „Stulta, die Gelehrsamkeit, sum, gibt, cula, das Recht, deridi, über Alles zu lachen.“ „Das werde ich nie vergessen, frohlockte Melanie, und machte den Plan, wenn ihr Vater ihr nur erlauben wolle; lateinisch zu lernen, bald Cicero's ganze Ars poetica auswendig zu wissen. Indessen war die Stunde zum Mittagsessen herangerückt, und St. Lambert begab sich mit seiner Tochter in die Gesellschaft, wo sie die ausgezeichnetsten Gelehrten versammelt fanden. Auch viele schöne und bescheidene Damen verschönerten das Fest. Melanie saß zwischen zwei ehrwürdigen Greisen, deren Namen zu den berühmtesten gezählt wurden. Der Eine, zu ihrer Rechten, war trotz seines Alters noch sehr lebhaft und von der muntersten Laune; der Andere, zu ihrer Linken, sehr ernst und finster. Es währte nicht lange, so fing Melanie an, ihre Kenntnisse auszukramen und wacker zu citiren, wodurch sie anfangs in der That das Erstaunen ihrer beiden Nachbaren erregte, die sie für sehr gelehrt hielten. Das kitzelte die Eitle. Die Verwunderung so gelehrter Männer gewährte ihr einen unbeschreiblich süßen Genuß, und durch diesen verleitet, verirrte sie sich in Materien, denen sie nicht gewachsen war. Die lächerlichsten Aeußerungen entschlüpften ihr; man bemerkte bald, daß ihre ganze Weisheit nur Gedächtnißwerk, und daß sie, mit einem Worte,

nur eine Pedantin sei, deren Blöße man sehr leicht aufdecken könne. Der muntere liebenswürdige Alte zu ihrer Rechten wollte sie gegen die Pfeile, die jetzt von allen Seiten auf sie abgedrückt wurden, in Schutz nehmen, aber ein verstohlner Wink St. Lamberts machte ihm begreiflich, daß der Vater selber nicht allein die Spöttereien über seine kleine Vielwisserin nicht übel nehme, sondern daß er sogar wünschte, sie verdienter Maßen gezüchtigt zu sehen.

Der finstere Alte zur Linken war sogleich bereit, des Vaters Absichten zu unterstützen. Er unterhielt Melanien, indem er sich stellte, als ob er sie bewundere, mit allerlei Schwulst, den sie begierig verschlang, und sich einbildete, ihr sei es gelungen, die Stirn des Greises zu entrunzeln. Nun fing sie auch an, sich mitunter lateinisch vernehmen zu lassen, radebrechte manche Stelle, zweifelte aber nicht, daß sie alle Zuhörer dadurch in Erstaunen setze. Sehr geschickt lenkte sie das Gespräch auf die großen Vortheile, welche die Gelehrsamkeit gewährt, wiederholte alle, von ihrem Vater aufgeschnappte Phrasen, versicherte, daß durch sie der Geringste dem Mächtigsten gleich werde, und — fügte sie die Stimme erhebend hinzu — wie Cicero sehr rechtig bemerkt: „Stulta sum deridicula.“

Alle, die lateinisch verstanden, sahen sie bei diesen Worten mit großen Augen an und bissen sich

auf die Zungen, um nicht in ein lautes Gelächter auszubrechen. Melanie hielt dies allgemeine Schweigen für eine Wirkung der eingeflößten Bewunderung. „Sie haben diese Stelle im Cicero gelesen?“ fragte der Alte zur Linken. „Ja, mein Herr.“ „Und wo?“ „In seiner Ars poetica.“

Der Alte mußte, wie die übrigen, auf seine Zunge beißen, allein Melanie fuhr wie ein Professor fort: „Ich versichere Sie, meine Herren, die Stelle ist in Cicero's Ars poetica befindlich, und zwar da, wo er sich in das Lob der Gelehrsamkeit ergießt: Stulta sum deridicula, sie gibt das Recht, über Alles zu lachen. „Sollte das auch ganz richtig übersetzt seyn?“ fragte lächelnd der Alte zur Linken. „O gewiß!“ erwiederte Melanie mit Zuversicht: „Stulta, die Gelehrsamkeit, sum, gibt, cula, das Recht, deridi, über Alles zu lachen.“ — Nun konnten die sämmtlichen Gäste und ihr Vater selbst sich nicht länger halten. Der Speisesaal ertönte von einem schallenden Gelächter. Sie meinte anfangs, sie habe irgend ein Wort versetzt, und wiederholte ihren Spruch noch einmal, und mußte dasselbe Gelächter annehmen.

„Ich weiß doch in der That nicht“ sagte sie, „was Ihnen dabei so lächerlich vorkommt? es ist einer von Cicero's schönsten Denksprüchen, den ich hiermit zu meinem Denkspruch für immer wähle.“ „Das wäre Schade“ meinte der gute Alte zur

Rechten. „Ich befürchte es fast" fügte der finstere Nachbar zur Linken hinzu. „Merken Sie denn gar nicht, daß man seit einer halben Stunde Sie verspottet? Ich will Ihnen das Sprüchlein übersetzen. Sum, ich bin, stulta, eine Närrin, deridicula, eine sehr lächerliche Närrin." „Wär' es möglich!" stammelte Melanie. „Belieben Sie nur Alle die zu fragen, die lateinisch verstehen."

„Wie, mein Vater, wär' es möglich?" „Ja, meine Tochter, es ist so," antwortete St. Lambert mit Festigkeit, und indem er sie mit einem strengen Blicke durchbohrte. Melanie verstummte. Sie begriff ihres Vaters heilsamen Zweck bei dieser freilich bittern Lehre. Sie sah endlich ein, daß Ansprüche auf Gelehrsamkeit, und besonders die Albernheit beständig zu citiren, einem Frauenzimmer nicht gezieme, und daß, wenn hie und da Eines derselben durch Hang zum Studiren und männliche Anstrengung wirklich eine Gelehrte geworden, es gerade ihre vornehmste Sorge seyn muß, es der ganzen Welt zu verbergen.

Stadt...liothek
...sburg

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Funke, F. G.

Neueste Jugendbibliothek ...

Bd.: 2.

Augsburg 1832

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 3552 -1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11260622-5